Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 5 (1897)

Heft: 20

Artikel: Leo XIII.

Autor: Langen, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403394

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LEO XIII.

Als Pius IX. am 7. Februar 1878 gestorben war, wähnten Kurzsichtige, mit ihm werde das Papsttum zu Grabe getragen. Er endete als entthronter Herrscher, mit fast allen Mächten der Erde in Streit verwickelt, die niemals rückgängig zu machende moderne Gestaltung der Welt verfluchend und ihr gegenüber sich selbst für den unfehlbaren Stellvertreter Gottes erklärend. Der Gedanke lag nahe, nun werde dem Kirchenstaat das mit ihm unzertrennlich verbundene Papsttum folgen, zumal das so bis zur äussersten Spitze durchgeführte System in der ganzen gebildeten Menschheit nur auf Verwerfung rechnen konnte. Aber bei dieser Kombination hatte man den gesunden Sinn der Menschen überschätzt und nicht bedacht, dass die menschlichen Dinge teils infolge menschlicher Unfähigkeit, mehr aber noch infolge selbstsüchtiger Interessen aus Widersprüchen und Halbheiten zusammengesetzt sind. Das Konklave fand statt in Rom selbst, in den gewohnten Formen, mit einer Ruhe und Freiheit wie nie zuvor. Und nur das Eine erinnerte an das Aussergewöhnliche des abgeschlossenen Pontifikates, dass extrem gesinnte Kardinäle, wie der Jesuit *Franzelin,* meinten, der neue Papst könne sich wieder nur Pius nennen. Aber selbst diese Phantasie, als ob ohne Pius das Papsttum sterben müsse, zerstob vor der nüchternen Haltung des Neugewählten. Von Pius IX. nicht geliebt, und von dessen allmächtigem Staatssekretär Antonelli gefürchtet, nannte sich Kardinal Pecci, aus Dankbarkeit gegen Leo XII., der ihm zu seiner Carriere verholfen, *Leo XIII.* Er trat das ganze Erbe seines Vorgängers mit ausdrücklicher Gutheissung an, ver-

waltete es aber mit solcher Zurückhaltung, dass selbst ausgesprochene Gegner des Papsttums, Fürst Bismarck voran, seine guten Freunde wurden. Was man vor seiner Erhebung für die Quadratur des Zirkels hielt, hat er zu konstruieren verstanden. In dieser Welt der Widersprüche wusste er mit widerspruchsvollem Wesen zurecht zu kommen, zumal auch die Zeitereignisse der Aufnahme seiner zweideutigen Anerbietungen sich günstig erwiesen.

Joachim Pecci wurde geboren am 2. März 1810 zu Carpineto, einem kleinen Städtchen der Diöcese Anagni. Einer Patrizierfamilie von Siena entstammend, studierte er zuerst bei den Jesuiten in Viterbo, dann in dem durch sie geleiteten Collegium Romanum, zuletzt in der Adelsakademie zu Rom, welche die Schule der päpstlichen Diplomaten ist. Alle Kurse absolvierte er mit Auszeichnung; durch Begabung und namentlich durch Fleiss, der wohl nicht ohne Ehrgeiz war, ragte er unter seinen Mitschülern hervor. Wiederholte Erkrankungen, welche seine Gesundheit für das ganze Leben schwächten, sind wahrscheinlich die Folgen von Überanstrengung des zarten Organismus gewesen. Der jesuitischen Bildung seines Geistes entsprach die Erziehung zu mönchisch-asketischer Frömmigkeit. Seine Mutter, selbst dem dritten Orden des hl. Franziskus angehörend, hatte dazu bereits im elterlichen Hause den Grund gelegt.

Kein Hauch modernen Geistes hatte den Jüngling berührt, als er, schon mit 27 Jahren Hausprälat Gregors XVI., in die päpstliche Verwaltungscarriere trat. Am Neujahrstage 1838 las er seine erste Messe und wurde bereits sechs Wochen später zum Delegaten von Benevent ernannt, die aufständische und zerrüttete Provinz in Ordnung zu bringen. Anstrengung, Sorge und Arbeit warfen den jungen Mann wieder aufs Krankenlager, dass man an seinem Aufkommen zweifelte. Nachdem er, soweit es möglich war, in Benevent seine Aufgabe gelöst, ward er in derselben Eigenschaft und zu gleichem Zwecke 1841 nach Perugia gesandt, der Hauptstadt des von Mazzini unterwühlten Umbrien. Zwei Jahre später sollte er das Ausland und die grosse Welt kennen lernen durch die Übernahme der Nuntiatur von Brüssel, welche er drei Jahre lang verwaltete. Hier trat er in freundschaftliche Beziehungen zu der königlichen Familie, welche ihn das Hofleben und den Verkehr auch

mit Andersdenkenden kennen lehrten. Durch kluge Vermittlung wusste er in dem durch die Kämpfe zwischen Freimaurern und Ultramontanen beunruhigten Lande vieles ins Gleiche zu bringen, ohne den päpstlichen Grundsätzen etwas zu vergeben. 1846 wurde ihm das wegen der politischen Verhältnisse schwierige Bistum Perugia anvertraut, weil er als Nuntius den Titel des Erzbischofs von Damiette i. p. besass, mit dem Range eines Erzbischofs, und 1853 ihm von Pius IX. die Kardinalswürde verliehen.

Die bischöfliche Verwaltung Pecci's in Perugia charakterisiert sich als ein getreues Miniaturbild seines Pontifikates. Was er als Bischof für Perugia und wegen seiner geistigen Überlegenheit über seine Amtsbrüder für ganz Umbrien war, das wollte er als Papst für die ganze Kirche werden. Es verlohnt sich darum der Mühe, seine bischöfliche Amtsführung näher zu betrachten. Zunächst fällt auf seine besondere Fürsorge für die Bildung und Erziehung des Klerus. Dass es damit in den bischöflichen Seminarien Italiens übel bestellt ist, weiss alle Welt. Alles läuft auf die notdürftigste Abrichtung hinaus. Von umfassenden und gründlichen Studien ist in der Regel selbst bei den Lehrern keine Rede. Diesem Übelstande suchte Pecci in seinem Seminar abzuhelfen, zum Teil durch persönliches Eingreifen, als ob er der oberste Professor wäre. Er verschmähte es nicht, selbst zu unterrichten oder zu prüfen, die Lässigen anzutreiben, die Tüchtigen zu belohnen. Aber freilich nicht nach deutschem Muster. Selbst nur einseitig scholastisch gebildet, wollte er strenge nach Thomas von Aquin gelehrt wissen, wenn er auch daneben hinsichtlich der Form auf Aneignung des Geschmackes der altklassischen lateinischen Schriftsteller drang. Zur Beförderung der Thomasstudien stiftete er schon in Perugia eine Thomasakademie. Als Sprecher des umbrischen Provinzialkonzils von Spoleto (1849) entwarf er für die bischöflichen Seminarien einen ausführlichen Studienplan, setzte aber, dessen lediglich dekorative Bedeutung erkennend, als Minimum der klerikalen Bildung fest die Erlernung der italienischen und lateinischen Grammatik, der Elemente der Arithmetik und Geschichte, der Logik, Metaphysik, Ethik und Physik, sowie der Moraltheologie verbunden mit *wenigstens einiger Kenntnis der Dogmatik* und der Liturgie. Für die Dogmatik schrieb das Konzil Perrone, für die Moral Scavini vor. Kirchen-

geschichte und Bibelwissenschaft lagen also ganz ausserhalb des Bereiches, auf den selbst ein die „Wissenschaft“ so hochschätzender Bischof sein Hauptaugenmerk richtete, und ein wenig Dogmatik nach dem in Deutschland sattsam bekannten Jesuiten Perrone genügte! Da begreift man, wie die jetzt ausnahmslos italienischen Päpste sich für „die unfehlbaren Lehrer der Menschheit“ erklären können! Zum „apostolischen Visitator“ der kleinen verrotteten Universität Perugia ernannt, suchte Pecci auch diese in seinem Geiste emporzubringen. Der letzte Hirtenbrief, den er 1878 als Bischof schrieb, handelt von der „Kirche und Bildung“. Er feiert darin Cicero und Seneca als würdige Repräsentanten „der lateinischen Weisheit“, rühmt jenen als „grossen Redner und sehr grossen Philosophen“ und erklärt Seneca für einen halben Christen. Wir werden noch hören, dass ihm die lateinische Rasse als der Urquell alles menschlichen Lichtes gilt.

Wie die bischöfliche Verwaltung Pecci's seine eigene wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten widerspiegelt, so auch seine von der Mutter empfangene und in den Schulen entwickelte Frömmigkeit. Wir begegnen hier nicht den alten, einfachen Formen der frühern Kirche, welche die Grundwahrheiten der christlichen Religion in die Erinnerung riefen, sondern der modern-jesuitischen Bigotterie, welche der Visionen hysterischer Nonnen, abenteuerlicher Legenden und Wunder nicht entbehren kann. 1872 wohnte der Bischof den Exercitien der Tertiarier des hl. Franziskus bei und liess sich zu deren Kardinal-Protektor ernennen. Hatte er 1863 eine Sühneandacht gegen das „Leben Jesu“ von Renan ausgeschrieben, so weihte er 1872 seine Diöcese feierlich dem Herzen Jesu, wobei er freilich nicht ganz orthodox dasselbe als „Symbol seiner Liebe“ bezeichnete im Gegensatz zu der jesuitischen Anbetung des fleischlichen Organes. Und im zweiten Jahre nachher findet er, damit nicht genug gethan zu haben, weil alle Schätze der Gnade in die Hand der unbefleckten Jungfrau gelegt seien und die immer verzweifelter werdenden Zustände neue Schutzmittel erheischten. Die Dedikation der Diöcese an die unbefleckt Empfangene, so verordnet er, solle geschehen mit Ausstellung des hl. Brautringes Maria's, den Perugia das Glück habe zu besitzen zum Beweise, dass die hl. Jungfrau diese Stadt besonders liebe. Wir fügen noch bei, dass der Kardinal 1876

eine Wallfahrt nach Loretto unternahm zu dem legendarischen Hause der hl. Familie von Nazareth.

Wie Pecci sich zu dem Vordringen fremder religiöser Anschauungen nach Italien stellte, lässt sich leicht denken. Der Protestantismus ist ihm nicht bloss ein falsches System, welches er verwirft, sondern eine vergiftende Pest, und dessen Vertreter sind gottlose Betrüger. Als waldensische Schulen in Perugia entstanden (1863), erliess er ein Hirtenschreiben, in dem er ausführt, Protestanten hätten sich eingeschlichen, um seine Diöcesanen betrügerischerweise von dem wahren Glauben abtrünnig zu machen; ihre Lehre sei der verderblichste aller Irrtümer; unter dem lügenhaften Vorgeben, das Evangelium zu verbreiten, untergrüben sie alle Religion; von Stolz und Gottlosigkeit getrieben, suchten sie ihre absurden Meinungen an die Stelle der Kirchenlehre zu setzen. Den Präfekten von Umbrien aber fordert er gleichzeitig auf, die protestantischen Konferenzen eines Apostaten in Perugia zu unterdrücken, weil die katholische Religion doch noch immer Staatsreligion sei. Gewissensfreiheit im Sinne der Ungläubigen, führt er in einem Fastenhirtenbrief aus, sei ein Unding, ebenso die Lehre einer bloss natürlichen Religion, welche jetzt Protestanten auf dem unbeflekten Boden von Perugia verkünden wollten. Sie verbänden sich mit den Ungläubigen unter dem Vorwande, dass der Katholizismus nicht mehr zeitgemäss sei, und redeten von Emancipation und Fortschritt, wie die Schlange im Paradiese: ihr werdet sein wie Gott. Indem sie sich auf das Evangelium beriefen, hätten sie aus dem Zusammenhang gerissene Stellen, gefälschte Texte der Bibel oder häretische Traktätchen in den Händen. Der Protestantismus sei von Anfang an voll von Widersprüchen und Entzweiung, weil er wurzle in dem Wahnwitz menschlicher Köpfe. Dass es zur Rechtfertigung nur des Glaubens, nicht der guten Werke bedürfe, widerspreche notorisch der Lehre Christi. Luther habe sich bis zu der verbrecherischen Sentenz verstiegen: sündige tapfer, glaube noch tapferer, und deine Übelthaten werden dir nicht schaden. Die Protestanten, heisst es wieder in dem Hirtenbrief von 1868, empörten sich mit der Anmassung, die Kirche zu reformieren, und setzten ihre subjektiven Lehren an die Stelle der kirchlichen; nur den Namen des Christentums behielten sie in Lehre und Sitten bei. Als nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates in Italien

auch die Geister sich befreiten und, der geregelten Freiheit ungewohnt, gleich plötzlich entfesselten Sklaven sich auch vielfach in kindischem Übermut ergingen, ordnete der Hirtenbrief von 1873 allenthalben Predigten, Konferenzen, Katechesen an, indem er die beschämenden Zustände des „am meisten begnadigten Landes“ immer noch mit romanischer Anmassung schildert. Er beklagt das Umsichgreifen des Unglaubens und des Lasters in der Diöcese. Wenn Italien für alle Völker Lehrerin in den Wissenschaften und Sitten geworden, so sei dies geschehen, weil Gott in seinen Mittelpunkt den Sitz und den Lehrer des Glaubens hingesetzt. Aber jetzt herrsche auch in Italien Unglaube und Gottlosigkeit, das Priestertum werde verachtet, die Gottheit Christi, die göttliche Vorsehung geleugnet u. s. w. Besonders verderblich wirke die schlechte Tagespresse; Glaube, Kultus, Hierarchie, die Unfehlbarkeit des obersten Lehrers würden geschmäht. In dem Fastenhirtenbriefe des Jahres 1876, den er in Rom verfasste, macht Pecci noch deutlicher seinem Herzen Luft: Er schreibe von Rom aus, dem Sitze des unfehlbaren Lehrers aller; er überhebe sich nicht, der Quelle so nahe zu sein, aus welcher die reinen, unbefleckten Belehrungen der ganzen Christenheit flössen. Die grosse Häresie des 16. Jahrhunderts habe den Grund der Übel gelegt mit der freien Erklärung der Bibel. Die Folge davon sei Auflehnung gegen alles Übernatürliche gewesen, wie Bayle zu dem Kardinal Polignac gesagt: der wahre Protestant protestiere gegen alle Religion. Weil Christus die Kirche als eine „vollkommene Gesellschaft“ (societas perfecta) gegründet (d. h. als eine in sich fertige, die keiner anderweitigen Anerkennung oder Privilegierung bedürfe), besitze sie ihre eigenen Gesetze und die vollkommenste Unabhängigkeit von jeder fremden Gewalt. Dieser bedeutsame, eine ganze Welt in seinem Schosse tragende Satz bildet dann den Übergang zu der Entwicklung der vatikanischen Kirchenverfassung.

Mit der italienischen Selbstüberschätzung Pecci's hängt es nämlich zusammen, dass die päpstliche Unfehlbarkeit von jeher sein Lieblingsdogma war. Nur verrät er auch hier wieder einen leisen liberalen Anflug, indem er vor 1870 doch auch dem Episkopate eine gewisse Teilnahme an der obersten Lehrautorität einräumte, was er später, durch das vatikanische Konzil korrigiert, unterliess. In dem Hirtenbriefe von 1867

macht er sich sogar einer Entstellung schuldig im Interesse der Bischöfe, indem er die freilich ganz anders zu deutende Stelle des hl. Ambrosius: ubi Petrus, ibi ecclesia, wiedergiebt: wo Petrus ist, *wo die Apostel sind und ihre Nachfolger,* da ist die Kirche. Und demgemäss führt er aus, die Unfehlbarkeit habe ihren Sitz in dem obersten Haupt und in dem Körper der Hirten, die ökumenisch unter ihm versammelt seien. Bei ihrer Zeugnisablage für die ewige Wahrheit würden sie vor allem Irrtum bewahrt. In demselben Sinne schreibt er in dem Hirtenbriefe über das vatikanische Konzil (1869), der Papst *und die Bischöfe* bildeten das kirchliche Lehramt; ein ökumenisches Konzil sei die Versammlung der Bischöfe der katholischen Welt unter dem Vorsitze des Papstes. Der lehrenden Kirche seien die göttlichen Verheissungen zu teil geworden. Fälschlich sucht dann der Kardinal mit völlig unzureichender Kenntnis der Kirchengeschichte seine Behauptung von der päpstlichen Berufung und Leitung der ökumenischen Konzilien durch die Sätze zu beweisen, so seien sie in alter Zeit gehalten worden gegen die „Blasphemie“ des Arius, die „Verkehrtheit“ des Macedonius, die „Verschlagenheit“ des Nestorius, die „Perfidie“ des Eutyches, die „Heuchelei“ der Bilderstürmer. Das vatikanische Konzil findet er nötig, weil heutzutage die Grundlage aller Autorität zerstört werde. Aus den unreinen Quellen des Protestantismus fliesse die Erhebung des Individualismus und der Vernunft gegen die Autorität, die Befriedigung der bloss natürlichen und materiellen Interessen. Daher bestehe auch der beständige Kriegszustand unter den Völkern, als gehe Gewalt über Recht. Dieselben würden, des Unglaubens müde, die Lehren des Konzils mit Freuden annehmen. Die Gegner des Konzils fürchteten nur, dass es die Schlechtigkeit ihrer Lehren an den Tag bringen werde. Dass das Konzil auch die „Schlechtigkeit“ seiner eigenen Lehre, der wenn auch schwachen Anklänge an den Gallikanismus, durch das berüchtigte ex sese an den Tag bringen werde, scheint er nicht befürchtet zu haben. Stillschweigend aber liess er nun die Erwähnung des Episkopates fallen und sprach fortan von dem Papste als dem unfehlbaren Lehrer ganz allein. In einer Homilie zum 25. Papstjubiläum Pius IX. (1871) führte er aus: Wenn der Papst mit seinem obersten Urteil Zweifel über Glauben oder Sitten entschieden habe, gebe es keine Berufung mehr, ihm komme die

letzte Entscheidung zu. Daher rührten die vielen Übel in der Welt, dass die Mächtigen dies nicht anerkennen wollten. Während er früher sagte, der lehrenden Kirche, den mit dem Papste vereinigten Bischöfen seien die Verheissungen Christi zu teil geworden, weiss er nun, dass die drei bekannten Stellen des Neuen Testamentes die Unfehlbarkeit des Papstes bewiesen, und dass das ganze christliche Altertum so gelehrt und geglaubt habe. Zum Schlusse ruft er emphatisch aus: Gott hat den Menschen in Pius IX. gegeben einen liebevollen Vater, einen wachsamen Hirten, einen *unfehlbaren Lehrer*. In dem erwähnten Hirtenbrief von 1876 macht er denn auch kein Hehl daraus, dass er die Unfehlbarkeit auf alle lehramtlichen Erlasse der Päpste ausdehne; denn auch den Syllabus erklärt er für das Werk des „unfehlbaren Lehrers". Gleichzeitig sucht er jede etwaige Erinnerung an seine frühere etwas liberalisierende Ansicht zu vertilgen durch einen fanatischen Ausfall auf die Opposition. Die vatikanischen Dogmen, behauptet er, seien immer von den Vätern und in den besten Schulen gelehrt worden. Nur einige Unglückliche, deren Stolz längst den Keim der Apostasie in sich getragen, hätten ein lächerliches Schisma hervorgerufen. Von Anfang an gering an Umfang, hätten weder die Protektionen der Mächtigen, noch das Gold, noch die Konzessionen an alle Leidenschaften den toten Körper galvanisieren können, den man Altkatholizismus nenne. Von diesen Elementen gereinigt, die ihren Geist nicht besessen, verteidige die Kirche mit jugendlicher Kraft ihr Depositum, die Zeit erwartend, bis diese in allen Teilen wankende Gesellschaft sich genötigt sehe, zu ihr zurückzukehren, — also, fügen wir logischerweise bei, um sie wieder zu „verunreinigen"?

Wie der Kardinal über die allmähliche Zerstörung der weltlichen Herrschaft denken musste, liegt auf der Hand. In seinem Hirtenbrief von 1860 schreibt er über sie, sie sei stets das Athenäum der Wissenschaften und Künste gewesen, die Quelle der Bildung und Weisheit für alle Völker, der Ruhm Italiens, durch ihren moralischen Primat so viel edler denn die übrigen Staaten, als der Geist sich über die Materie erhebe, das Bollwerk, welches Europa vor der Barbarei des Orients geschützt, der Thron, vor dem sich die mächtigsten Monarchen gebeugt bis nach Japan. Diesem Dithyrambus auf den zusammenbrechenden Kirchenstaat, der nichts als romanische

Unwissenheit und Grosssprecherei offenbart, lässt Pecci dann die gewöhnliche Ausführung folgen, der Papst könne als Interpret des göttlichen Gesetzes keiner weltlichen Gewalt unterworfen sein, die sich nur auf jenes gründe, er müsse frei sein, um bei keinem Volke das Vertrauen zu verlieren. Die Gegner beabsichtigten, durch die Zerstörung der weltlichen Gewalt auch die geistliche zu vernichten, wie schon Friedrich der Grosse gesagt. Dieser Kundgebung gemäss protestierte denn auch Pecci gegen alle piemontesischen Gesetze, welche seit 1860 eine Änderung der bestehenden kirchlichen Zustände bezweckten: gegen die Civilehe, die Aufhebung der geistlichen Privilegien, die Staatsaufsicht über die geistliche Amtsführung u. s. w.

An der Orthodoxie Pecci's konnte also niemand zweifeln. Aber gleichwohl gefiel er weder Pius IX. noch dessen Staatssekretär Antonelli. Ersterm, der nichts so sehr hasste wie Bücher, hielt er zu viel von Litteratur und Wissenschaft, letzterm war er zu klug, und beiden schien er zu geschmeidig in seinem politischen Verhalten, bei welchem er am liebsten die Prinzipienfragen umging. Auch konnte man ihm nicht vergessen, dass er mit *Gioberti* und *Rosmini* befreundet gewesen, welche die katholische Reformpartei in Italien repräsentierten. Als kurz vor seinem Tode, 1877, der Papst ihn zum Camerlengo ernannte, d. h. zum Führer der Verwaltung während der Sedisvakanz, zeigte er deutlich, dass er ihn sich nicht als Nachfolger wünschte. Wie der Staatssekretär, pflegt auch der Camerlengo bei der Neuwahl nicht in Betracht zu kommen. Dagegen sagten Kenner der römischen Verhältnisse, wie der frühere Minister Bonghi, seine Wahl vorher. Überall, wo er gewesen, hatte er eine eben so grosse als kluge Energie entfaltet. Unter den italienischen Kardinälen galt er als der weitaus gescheiteste. Mit dem leidenschaftlichen Brüskieren des bisherigen Regimentes, namentlich den weltlichen Mächten gegenüber, unzufrieden, verlangte man vielfach wenigstens nach gemässigtern Formen. Und solche hatte man bei Pecci auch unter allen Verhältnissen wahrgenommen. Zu Perugia hatte man ihn wiederholt mit dem dortigen piemontesischen Divisionskommandeur auf der Promenade gesehen. Mit den Regierungsbehörden stand er trotz seiner Proteste auf einem persönlich konventionellen Fusse. Nach alledem schien er wohl der geeignete Mann zu sein, den am 7. Februar 1878 erledigten Stuhl zu besteigen, zumal es so wenige „papable“ Kardinäle gab.

Nachdem die Frage entschieden war, dass das Konklave im Vatikan gehalten werden sollte, schritt man am 19. Februar zum ersten Wahlgang. Von den abgegebenen 59 Stimmen erhielt Pecci 19. In dem folgenden Wahlgange stieg er auf 29. Am 20. Februar erlangte er von 61 Stimmen 44 und war damit gewählt. An scharfen Gegnern hatte es ihm nicht gefehlt, die nicht versäumten, auf seine Schwächen aufmerksam zu machen. Man erzählte, in Perugia habe er nur selten Messe gelesen und dann nach derselben die Danksagung unterlassen, er sei geizig und hochmütig. Es wurde sogar geltend gemacht, die Damen fänden ihn nicht schön genug; an die vollen Formen und eleganten Bewegungen, an das liebe Antlitz und das prachtvolle Organ Pius' IX. gewöhnt, könnten sie den fast nur aus Haut und Knochen bestehenden Pecci mit seinen eckigen, unbeholfenen Gesten und seiner krächzenden Stimme sich nicht als Träger der Papstgewänder denken. Der Mund und die Ohren seien zu gross, und bei seinen scharfen, durchbohrenden Augen mache das gekünstelte Lächeln den Eindruck einer Grimasse. Seine eifrigsten Gegner, die Kardinäle Monaco und Berardi, vergassen sich so weit, seine Stimme und Gebärden nachzuäffen. Aber der Kardinal Bartolini, der hauptsächlich für die Wahl Pecci's thätig war, trug den Sieg davon.

Die Enttäuschungen, welche der neue Papst bereitete, begannen frühe. Nach dem Herkommen pflegt der Gewählte sein Kardinalskäppchen einem seiner Lieblinge aufzusetzen und damit den ersten Akt seiner päpstlichen Jurisdiktion, eine Kardinalsernennung, zu vollziehen. Alles war auf die erwartete Kreation gespannt, wenn man auch glaubte, den Glücklichen bereits zu kennen. Allein als Leo XIII. die Papstgewänder anlegte, nahm er sein Kardinalskäppchen ab und — steckte es in die Tasche. Eine zweite Enttäuschung bereitete er dem Volke, welches seinen ersten päpstlichen Segen von der äussern Loggia aus auf dem Petersplatz erwartete, aber dann in die Basilika strömte, da es ruchbar wurde, dass der Papst von der Loggia in der Kirche den Segen erteilen werde. Die dritte Enttäuschung erfuhren die strengen Rituskenner, als sie bemerkten, dass der Papst bei der Ceremonie es nicht allzu genau mit den Rubriken nahm. Den Schluss der weitschichtigen Inthronisationsformen machte die Krönung, welche Leo nicht feierlich in der Peterskirche, sondern als „Gefangener im Va-

tikan“ in der sixtinischen Kapelle am 3. März vollziehen liess. Die dreifache Krone wurde ihm als Zeichen der Weltherrschaft aufs Haupt gesetzt mit den bekannten stolzen Worten: Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara, und wisse, dass Du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer des Erdkreises, der Stellvertreter unseres Erlösers Jesus Christus auf Erden bist.

Dass die Schlaraffenherrschaft Pius' IX. und die finanzielle Ausbeutung seiner hohen Ämter, welche man dem inzwischen verstorbenen Antonelli schuld gegeben, jetzt ein Ende genommen, erkannte man bald. Schon als Camerlengo hatte der neue Papst im Vatikan ein strammes Regiment geführt. Er sorgte dafür, dass kein Pfennig verloren ging. Seine päpstliche Verwaltung begann „infolge seines Geizes“ mit einer kleinen Revolution. Die Schweizergarde drohte von ihren Bajonetten Gebrauch zu machen, wenn ihr länger der während der Sedisvakanz übliche Sold vorenthalten werde. Offenbar hatte ein anderer Geist seinen Einzug in den Vatikan gehalten. Es fragte sich nur, wie weit die Änderung sich erstrecken werde. Nach dem Vorleben des Papstes liess sich nicht viel erwarten. Man durfte nur hoffen, dass er seine Gegner nicht gleich „Satelliten des Satans“ und den deutschen Kaiser nicht „neuen Attila“ schimpfen werde, obwohl er den bekannten römischen Kurialstil den Andersgläubigen gegenüber in Perugia bereits hinreichend zur Anwendung gebracht hatte. Die Jesuitenpartei freilich befürchtete mehr. Ihr handelte es sich nicht bloss um die Wahrung der grossen Prinzipien, an denen Leo sicher nicht zu rütteln dachte, sondern auch um den von ihr und ihrem Pius beliebten Ton. Sie war sich dessen bewusst, dass doch vieles versöhnlicher und friedlicher hätte behandelt werden können, als es geschehen war, und nun wollte sie auch von diesem Supererogatorium nicht abgegangen wissen. Um gleich das Wichtigste herauszugreifen, so hat, wie bereits bemerkt, Leo nach dem vatikanischen Konzil seine Anschauung von der kirchlichen Lehrautorität etwas korrigieren müssen, Beweis genug, dass er die damals dogmatisierte Bellarminsche Formel nicht aufgestellt, vielleicht überhaupt das Konzil nicht berufen haben würde; aber das nun von Pius hinterlassene Erbe trat er sine beneficio inventarii an. Desgleichen spielte er die Rolle des „Gefangenen im eigenen Hause“ weiter, wie schwer es ihm auch ankam. Trivial ausgedrückt: er steckte den Kopf in

das von den Jesuiten gegrabene Loch; aber mit sichtlichem Missbehagen und dem Streben, sich die Lage möglichst zu erleichtern. Auch wussten die Jesuiten, welche den kenntnislosen Pius umklammert gehalten wie keinen seiner Vorgänger, dass Leo ihnen nicht gewogen war. Des Papstes eigener Bruder, den er dem Wunsche des „heiligen“ Kollegiums gemäss bald zum Kardinal ernannte, war einst Jesuit gewesen, hatte aber infolge von Zwistigkeiten den Orden verlassen. Und er selbst neigte als strenger Thomist weit mehr den Dominikanern zu als den Jesuiten, ihren Rivalen in der Theologie. Als er noch an seinem Wahltage dem deutschen Kaiser schrieb, er bedaure, nicht mehr die guten Beziehungen vorzufinden, welche früher zwischen Preussen und dem päpstlichen Stuhle bestanden, und am 5. März *Franchi* zum Staatssekretär ernannte, sah die extreme Partei diese ersten Akte des neuen Pontifikats als eine Desavouierung Pius' IX. an. Bald fielen auch in Deutschland aus dem Munde ultramontaner Parteimänner, Geistlicher und Jesuiten Worte wie „Judas“, „Verräter“ und ähnliche. Und als der überaus kräftige, kerngesunde Kardinal Franchi schon am 31. Juli unerwartet und plötzlich verschied, konnte man sich über das, freilich später durch die Familie dementierte, Gerücht nicht verwundern, er sei an Gift gestorben.

Inzwischen ging Leo festen Schrittes auf seiner Bahn weiter, wie jemand, der seiner Sache sicher ist, einem alten Römer gleich consilio et virtute. Er vertraute, dass, je mehr sein Stern ihn zum Frieden führte, desto leichter der Kriegsruf seines Vorgängers in Vergessenheit geraten werde. Auch kannte er ja die zahlreichen Mittel, über die ein Papst verfügt, selbst die Frömmsten unter den Frommen zu befriedigen. Kleinliche Eitelkeit, die ihn auch auf dem päpstlichen Throne nicht verlassen zu haben scheint, mochte ihm vorspiegeln, dass der Friede mit den Regierungen ihm den Beifall der Liberalen sichern müsse, während er durch streng kirchliche Richtung die Orthodoxen zu versöhnen dachte. Die vatikanische Gewitterschwüle während des Sommers 1878 erinnert einigermassen an das Ende des Jahres 867, da Nikolaus I., der eigentliche Begründer der mittelalterlichen Papstherrschaft, gestorben, und Hadrian II. einmütig erhoben ward, weil die verschiedenen Parteien gleichmässig ihre Hoffnungen auf ihn setzten. Auch damals bewegte die Welt die Frage, wie es nach dem Tode

des neue Verhältnisse schaffenden Papstes gehen werde. Und auch damals wurden die Erwartungen aller getäuscht. Hadrian trat in die Fussstapfen seines Vorgängers, aber schwächlich und ohne Erfolge.

Wer weiss, wie wenig auch Leo mit seiner Versöhnungspolitik gegen Preussen — die glänzendste Leistung, die er aufzuweisen hat — erreicht haben würde, wären ihm nicht die Zeitereignisse so überaus günstig gewesen. Der sog. Kulturkampf, in welchem veraltete Grundsätze über die staatlichen iura circa sacra zur Geltung gebracht werden sollten, verlief in aussichtsloser Weise. Unter dem Einflusse seiner Gemahlin, welche, in ihrer romantischen Gemütsanlage zum Ultramontanismus neigend, von Anfang an mit allen Mitteln gegen den Kirchenstreit zu wirken suchte, sehnte der alte Kaiser sich nach Frieden mit seinen katholischen Unterthanen. Der festere Anschluss Bayerns an das Reich, das bereits projektierte Bündnis mit Österreich schienen Bismarck die Beseitigung des Kampfes zu fordern. Eben war der russisch-türkische Krieg zu Ende geführt; aber ganz Europa starrte noch von Bajonetten, und wurden von dem jetzt massgebenden Deutschland alle nur denkbaren Konzessionen gemacht, um ja den Frieden zu erhalten. Immer mächtiger erhob gleichzeitig die Socialdemokratie ihr Haupt, so dass man glaubte, in diesem neuen innern Kampfe des Klerus nicht entraten zu können. Die Macht des Centrums in den Parlamenten, welche jedes vaterländische Unternehmen verhinderte, dachte Bismarck ebenfalls durch Beseitigung des Kirchenstreites zu brechen, der den des kirchlichen Interesses wie Verständnisses meist entbehrenden Liberalen ohnehin schon längst lästig war. Als nun gar am 2. Juni 1878 das nichtswürdige Attentat auf den ehrwürdigen deutschen Kaiser in seiner eigenen Residenz erfolgte, hatte Leo gewonnenes Spiel. Der liberalen innern Politik folgte eine konservative. Hatte der Kaiser schon am 24. März — ohne Zweifel nach Erkundigungen Bismarcks bei dem Kardinal Hohenlohe — dem Papste das Kompliment gemacht, er wünsche sich Glück, die oberste Leitung der Kirche jetzt in seinen Händen zu wissen, so begannen nun Friedensverhandlungen zwischen Vertretern beider Mächte. Dieselben wurden von Bismarck, der einmal das grosse Wort gesprochen: „nach Canossa gehen wir nicht“, anfangs sehr lässig geführt. Der päpstliche Kammerherr *Ma-*

sella mag bei seiner Unterredung mit dem Fürsten in Kissingen den Eindruck empfangen haben, mit dem grossen pommerschen Junker sei über katholische Dinge eigentlich gar nicht zu reden. Der Staatssekretär *Nina*, der dem verstorbenen Franchi gefolgt, wurde 1880 abgelöst durch *Jacobini*. In Preussen hatte dagegen der amtliche Vertreter des Kulturkampfes, Minister *Falk*, 1879 seinen Posten verlassen müssen, weil Bismarck durch seinen Verwandten, Hrn. v. Puttkamer, die neue Junkerpolitik verwirklichen wollte. Seine Verhandlungen mit *Galimberti* in Gastein und *Jacobini* in Wien erhielten eine ernstere Gestalt. Der Empfang des deutschen Kronprinzen im Vatikan (1883) bedeutete eine Wendung der Dinge. Jetzt wurden nach und nach die preussischen Kirchengesetze abgetragen wie Stücke eines auf den Abbruch verkauften Baues. Nur wenige Reste blieben übrig, einstweilen der Kurie bei der dem Ultramontanismus günstigen Richtung der Regierung nicht schädlich, aber immerhin unter Umständen wirksame Waffen zur Abwehr hierarchischer Übergriffe. Die Duldung der Gesetze über die königliche Schulaufsicht, über die Vermögensverwaltung und über die Anzeigepflicht der anzustellenden Geistlichen wird dem Papste von dem echten Ultramontanen noch immer nicht verziehen. Aber Leo hat vorläufig dadurch die Herrschaft des Ultramontanismus in Deutschland erreicht, und dennoch ist es der Regierung bis jetzt nicht gelungen, das immer neue Forderungen stellende Centrum zu schwächen, obwohl sogar der Papst selbst in der Allokution vom 23. Mai 1887 den Kulturkampf in Preussen für beendet erklärte. Die interessanteste, aber für beide Teile, den Papst sowohl als den Fürsten Bismarck, kläglichste Episode in den Friedensverhandlungen war des letzteren Versuch, die päpstliche Autorität für eine Abstimmung untergeordneten Inhaltes im Reichstage zu verwenden. Als es in Berlin (anfangs 1887) zur Parteifrage gemacht worden, ob der Militäretat für drei Jahre oder, wie die Regierung wollte, für sieben verlängert werden sollte, und das Centrum unter Führung von Windthorst für erstere Meinung eintrat, rief Bismarck die Hülfe des Papstes an, dem Centrum den Gehorsam gegen die Wünsche der Regierung zu befehlen. Leo war schwach genug — wie man meinte, um die Unterstützung Bismarcks zur Wiederherstellung des Kirchenstaates zu erlangen — seine Autorität zu diesem Dienste zu entwürdigen. Er liess den Staatssekretär

Jacobini schreiben, das Centrum möge der Regierung willfahren aus Gründen, welche das Interesse der Religion beträfen. Diese geheimnisvolle Andeutung sollte das unerhörte Vorgehen des Papstes rechtfertigen, bei einer rein weltlichen, technischen Frage, welche nicht die entfernteste Beziehung zur Religion besass, seine geistliche Autorität in die Wagschale zu werfen. Wenn auch durch diese Handlungsweise in Sachen des Kirchenstaats um keinen Schritt weiter gebracht, zog Leo insofern aus derselben seinen Gewinn, als Bismarck durch jene unfassbare Zumutung die deutschen Katholiken auch auf politischem Gebiete der päpstlichen Herrschaft überlieferte, und so der römischen Kurie einen Anteil an der Regierung des deutschen Reiches zugestand.

Einen geradezu kindischen Triumph hatte Leo zwei Jahre früher gefeiert (1885), als Bismarck ihn bat, das Schiedsrichteramt zwischen Deutschland und Spanien wegen der Karolineninseln zu übernehmen. Voll Freude ging der Papst darauf ein, weil ein derartiges Ansinnen seit dem Mittelalter nicht mehr gestellt worden war, und auch damals solche päpstliche Prätensionen oft mit Verachtung abgewiesen wurden. In Rom tauchte plötzlich die Erinnerung an das 15. Jahrhundert wieder auf, wie Eugen IV., Nikolaus V., Sixtus IV. alle neuen Entdeckungen zwischen dem Kap und Ostindien dem Könige von Portugal überwiesen, Nikolaus V. (1454) die westafrikanische Küste hinzufügte, Alexander VI. (1493) einen Meridian über den Globus zog und alle östlich liegenden neuen Entdeckungen an Portugal und die westlich liegenden an Spanien vergab, endlich Leo X. (1514) dem Könige von Portugal drei Schenkungsbriefe ausfertigte über alle noch von ihm zu entdeckenden Länder. Sollte Bismarck wirklich diese Zeiten zurückführen und den Titel „Regierer des Erdkreises“ wieder wahr machen wollen, der bei der Krönung auch Leo XIII. gegeben worden war? Leo scheint wenigstens geglaubt zu haben, davon träumen zu dürfen. Er entschied für Spanien, schmückte aber den so viel als „Antichrist“ verfluchten Bismarck mit dem Christusorden in Brillanten, und liess eine Denkmünze prägen auf das grosse mittelalterliche Ereignis am Ende des 19. Jahrhunderts. Solches Träumen war freilich nur in dem der wirklichen Welt entfremdeten Vatikan möglich. Hätte Bismarck auf den Besitz der Karolinen Gewicht gelegt, und nicht vorgezogen, seine fried-

lichen Beziehungen zu Spanien aufrecht zu erhalten, so würde er dem Papste dieses kindliche Vergnügen nicht bereitet haben. Aber leugnen lässt es sich nicht, dass Bismarck, Feind aller blossen Prinzipien, nicht erkannte, wie er durch Anrufung päpstlicher Hülfe gegen das Centrum und päpstlicher Entscheidung in Sachen der Karolinen dem nicht durch den Kulturkampf, aber durch das Vaticanum niedergeschmetterten Papsttum ein Relief verlieh, welches den Ultramontanismus, den grundsätzlichen Widersacher des deutschen Reiches, wesentlich gekräftigt hat. Er zeigte, dass er das Papsttum, welches er lediglich vom politischen Standpunkte aus betrachtete, nach seiner religiösen Bedeutung nicht zu würdigen verstand.

Rascher als in Preussen gelang es dem Papst, in der Schweiz den sog. Kulturkampf zu Ende zu bringen, wo er auch bei den der kirchlichen Dinge unkundigen, kampfesmüden Liberalen ein hülfreiches Entgegenkommen fand. Das Bistum Genf und das apostolische Vikariat des Kantons Tessin wurden wieder hergestellt.

Auch zu den übrigen Regierungen suchte Leo meist mit Erfolg in gute Beziehungen zu treten. Sofort am Tage nach seiner Krönung unterzeichnete er die unter seinem Vorgänger vorbereitete Wiedererrichtung der katholischen Hierarchie in Schottland. Die englische Regierung wusste ihm Dank dafür, dass er 1883 gegen die von dem Protestanten Parnell geleitete Nationalliga in Irland als gegen eine revolutionäre Bewegung protestierte. Als er fünf Jahre später von neuem seine Stimme erhob gegen die gewaltthätige Herabsetzung der Pacht durch die Pächter, und grosse Demonstrationen im Lande wie im Parlamente stattfanden in dem Sinne, dass der Papst sich in die innern Angelegenheiten Irlands nicht einzumischen habe, die irischen Bischöfe aber an das göttliche Recht des apostolischen Stuhles erinnerten, über alle Glaubens- und Sittenfragen endgültig zu entscheiden, schärfte der Papst sein früheres Dekret ein, gegen welches zu handeln keinem Katholiken gestattet sei. Unter diesen Umständen sah denn schon die englische Regierung darüber weg, wenn 1886 sechzig englische Martyrer selig gesprochen wurden, welche Heinrich VIII. und Elisabeth „aus Hass gegen den Glauben“ hatten hinrichten lassen, unter ihnen Bischof Fisher, Th. Morus, die Mutter des Kardinals Polus u. s. w., und wenn die Seligsprechung von 255 weitern Opfern der Reformation in England vorbereitet wurde.

In Russland hatte seit 1871 Alexander II. weitere Versuche unternommen, die unter Clemens VIII. durch den polnischen König erzwungene Unterwerfung unter Rom auch nicht mit den gelindesten Mitteln rückgängig zu machen. Mit Alexander III. verhandelte Leo XIII. seit 1880 zum Ärger der Polen wenigstens insoweit erfolgreich, als 1883 eine Vereinbarung über die Besetzung der Bischofsstühle u. a. zu stande kam. Als inzwischen neue Feindseligkeiten in Russisch-Polen und gegen die Unierten in Podolien ausgebrochen waren, suchte der Papst sich als Hort und Centrum aller slavischen Völkerschaften hinzustellen. 1880 dehnte er die Feier der hoch berühmten Slavenapostel Methodius und Cyrillus auf die ganze Kirche aus und empfing infolgedessen im Vatikan Huldigungen slavischer Stämme, besonders aus Böhmen und Kroatien. Geschwächt wurde freilich dieser päpstliche Triumph, indem man 1886 in Petersburg nicht versäumte, ein Gegencentenarium jener Slavenmissionare zu feiern, welche auch ursprünglich der morgenländischen Kirche angehört hatten. Um sich nachgiebig zu erweisen, gestattete der Papst den katholischen Montenegrinern den Gebrauch der slavischen Sprache selbst bei der Messe und machte dem russischen Kaiser ein Prachtexemplar des slavischen Missales zum Geschenk (1893).

Mit grossem Eifer betrieb Leo nämlich römische Propaganda im Orient. In dem bosnischen Aufstande von 1881, in Serbien, Rumänien, der Bulgarei war dieselbe thätig. In Beirut in Syrien gründete er eine von Jesuiten geleitete Schule unter dem hochtrabenden Titel einer katholischen Universität; nach Beendigung des Schismas unter den unierten Armeniern, welches seit dem vatikanischen Konzil bestanden, 1883 das armenische Kolleg in Rom. Nach Armenien selbst sandte er Jesuiten, dort eine Studienanstalt und eine Volksschule zu stiften, wie die Dominikaner in Mossul ein chaldäisches Seminar unterhalten sollten. Auch zu Persien trat er in gute Beziehungen vermittelst der Wirksamkeit der Lazaristen, und organisierte in Indien die Hierarchie aufs neue, mit einem grossen Centralseminar für das ganze Land (1886). In Konstantinopel wurde mit Genehmigung der Pforte ein lateinischer Patriarchalvikar eingesetzt, in Alexandrien das lateinische Patriarchat erneuert. Am 9. Januar 1897 konnten unierte Griechen zum erstenmal in eigener Kirche zu Konstantinopel Gottesdienst feiern. Zwei

katholische Universitäten sollten für die „Bekehrung“ der morgenländischen Kirche gegründet werden, in Athen und Konstantinopel; aber einstweilen blieb es bei blosser Ruhmrednerei. Selbst in Japan errichtete Leo eine allerdings nur aus vier Bischöfen bestehende Hierarchie (1890), während seine Verhandlungen mit China durch Frankreich, welches selbst dem Papst gegenüber die Protektion der Katholiken im Orient aus politischen Gründen für sich in Anspruch nimmt, hartnäckig durchkreuzt wurden. Waren die zahlreichen Unternehmungen der päpstlichen Propaganda im Orient nicht von bedeutendem, zum Teil von keinem Erfolge begleitet, so gab der Berliner Kongress (1878) Veranlassung, in Bosnien und der Herzegowina mit Hülfe der österreichischen Regierung eine Hierarchie zu errichten, sowie in Bulgarien, Rumänien, Montenegro die kirchlichen Verhältnisse erfolgreich zu ordnen. Die österreichische Regierung lieh auch die Hand dazu, in Galizien Klöster und Schulen mit Zurückdrängung der griechischen Basilianermönche den Jesuiten zu überweisen (1882).

Seine Vorliebe für das wenngleich republikanische und zum grossen Teil voltairianische Frankreich bewies der Papst zuerst durch seine Massnahmen an der afrikanischen Küste. Er befestigte es im Besitz von Tunis, indem er zum Ärger Italiens sämtliche Missionen, die französischen wie die italienischen, dem Kardinal Lavigerie unterstellte, den er zugleich zum Erzbischof von Karthago und Primas von Afrika ernannte.

Nur in Belgien sollte die schon sprichwörtlich gewordene Klugheit Leos durch eine unerwartete Enthüllung eine grosse Niederlage erleiden. Ein liberales Ministerium machte 1879 mit dem dort theoretisch ausgesprochenen Prinzip der Trennung der Schule von der Kirche Ernst, indem es die Schule der geistlichen Herrschaft entzog und als Veranstaltung des Staates behandelte. Als hierdurch der heftigste Kampf im Lande entbrannte, ermahnte Leo nach gewohnter Art die Bischöfe zur Mässigung. Da setzte aber wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Veröffentlichung eines sie aufreizenden geheimen römischen Schreibens die ganze Welt in Erstaunen, welches unter den Papieren des geisteskrank gewordenen Bischofs Dumont von Tournay gefunden wurde. Die Entrüstung über dieses päpstliche Doppelspiel war eine so grosse, dass der belgische Gesandte bei dem Vatikan abberufen und der Nuntius aus Bel-

gien ausgewiesen wurde. Erst 1884 gelang es unter einem ultramontanen Ministerium, im Sinne der Kurie den Konflikt zu Ende zu führen.

Wie mit Belgien, so konnte auch mit den andern modernen Staatenbildungen Leo wohl zufrieden sein, weil das Prinzip der kirchlichen Freiheit meist ihren Verfassungen zu Grunde lag, und infolgedessen in ihnen der Ultramontanismus sich mächtig zu entwickeln vermochte. Das galt schon von Australien und Oceanien, in hohem Masse aber von Amerika. In New-York besitzen zeitweilig die Ultramontanen die Majorität in der städtischen Verwaltung, und wurde ihr Vordringen für so gefährlich gehalten, dass sich 1893 die Protectiv Association bildete, um prinzipiell auf allen Gebieten die Katholiken zurückzudrängen. Der Papst liess keine Gelegenheit vorübergehen, die amerikanischen Bischöfe zur Ausnutzung der staatlichen Freiheit anzufeuern. Das grosse amerikanische Konzil von Baltimore, infolgedessen 1887 die katholische Universität in Washington gegründet wurde, ist nach den in Rom selbst ausgearbeiteten Plänen gehalten worden. Die Vereinigten Staaten erhielten 1893 selbst eine päpstliche Nuntiatur. Aber mehr als die Ausnutzung des Freiheitsprinzips vermochte der Papst in Amerika nicht zu erreichen. Als er 1888 der Regentin von Brasilien die goldene Rose übersandte, weil sie ein Gesetz gegen die Sklaverei erlassen, und auch eine Encyklika desselben Inhaltes an die Bischöfe publizierte, jubelten ihm selbst die Liberalen entgegen, setzten aber durch, dass noch vor Ablauf des Jahres Kultusfreiheit proklamiert und der Art. 5 der Verfassung abgeschafft wurde, nach welchem die katholische Religion als Staatsreligion galt. Kaum war 1890 Dom Pedro gestürzt und die Republik ausgerufen, als der Papst sich beeilte, dieselbe anzuerkennen, um von Kirchenfreiheit zu retten, was zu retten war. Bei dem Centenarium der Entdeckung Amerika's 1892 wollte er sich selbst durch eine grosse kirchliche Feier in Italien, Spanien und ganz Amerika beteiligen, weil Kolumbus aus Frömmigkeit, um das Evangelium auszubreiten, die gefahrvolle Ausfahrt unternommen habe. So suchte er dem Feste einen kirchlichen, päpstlichen Anstrich zu geben. Prinzipiell sprach er sich in einer Encyklika an die nordamerikanischen Bischöfe 1895 über die Kirchenzustände in ihren Republiken aus. Mit Hülfe der Katholiken seien dieselben zu stande gekommen, und erfreue

sich seitdem Nordamerika einer geordneten Hierarchie. Wie segensreich die Kirche wirke, habe sich dort besonders gezeigt. Sie sorge nicht bloss für das Seelenheil, sondern auch für die irdischen Interessen in dem Masse, als ob sie hauptsächlich für diese eingesetzt sei. Aber trotz ihrer Blüte sei die amerikanische Kirche doch nicht das Muster für alle. Die volle Freiheit habe bei ihr günstig gewirkt; aber die Beschützung der Kirche durch die staatliche Gewalt sei noch förderlicher. Dann geht er dazu über, die Sendung römischer Legaten zu rechtfertigen. In schreiendem Widerspruch zur Geschichte behauptet Leo, infolge des Primates hätten die Päpste „seit dem höchsten Altertum“ Legaten in alle Länder geschickt. Dieses Recht folge auch aus der unmittelbaren Gewalt des Papstes über alle Kirchen gemäss dem vatikanischen Konzil und beeinträchtige das bischöfliche Ansehen in keiner Weise. Was er also für Amerika eigentlich wünschte, daraus machte Leo kein Hehl; aber er nahm auch schon mit Abschlagszahlungen vorlieb.

Wie der Papst seine Politik den augenblicklichen kirchlichen Zwecken unterordnete, zeigte, für viele in erschreckender Weise, sein Verhalten gegen Frankreich. Dass er sich, wie die meisten Päpste, zu diesem in alter Zeit so durchaus katholischen Lande hingezogen fühlte, welches wiederholt seinen aus Rom vertriebenen Vorgängern ein Asyl geboten, im Mittelalter die Zwingburg der Scholastik, die Sorbonne, beherbergte, die Protestanten verfolgte, in unserm Jahrhundert der Hort der Jesuiten wurde, haben wir bereits erwähnt. Eine seiner poetischen Leistungen ist ein lateinischer Hymnus auf dieses gelobte Land. Obwohl das republikanische Frankreich die päpstlichen Liebeswerbungen nicht erwiderte, hat Leo dieselben immer dringlicher gestaltet, wir werden hören, aus welchem Grunde. Mit dem Sturze Mac-Mahons 1879 vertauschte die Republik ihre entschieden ultramontane Haltung mit einer antiklerikalen. Der Papst begnügte sich damit, eine Encyklika nach Frankreich zu schicken, in welcher er ermahnte, auf dem Boden des Gesetzes auszuharren in Wahrung der religiösen Interessen (1884). Sichtlich ging er einem Kampfe aus dem Wege. Eine ganz neue Bahn aber entschloss er sich zu betreten, als 1887 durch den Beitritt Italiens zu dem deutsch-österreichischen Bündnis der Dreibund entstand, welchem die „Waffenbrüder-

schaft“ zwischen Russland und Frankreich gegenübertrat. Jede Hoffnung auf Versöhnung mit seinem katholischen Heimatlande aufgebend, näherte sich Leo nun dem schismatischen Russland und dem voltairianischen Frankreich. War schon die Freundschaft zwischen dem russischen Cäsarentum und einer Republik sonderbar genug, so machte der Papst als Dritter im Bunde den Eindruck eines neuen Daniel in der Löwengrube. Dem Zar stand er in vieler Beziehung näher als den katholisch sein sollenden Franzosen. Aber nun liess er sich nach schweren Kämpfen im Vatikan selbst wie mit den monarchischen Parteien in Frankreich 1892 herbei, die berühmte Phrase von „Thron und Altar“ aufgebend, die französische Republik förmlich anzuerkennen. Eine Encyklika an die französischen Bischöfe und Katholiken beginnt mit dem Lobe, die Franzosen hätten ihn, da er von der ganzen Welt verlassen sei, liebevoll unterstützt und bei ihm sich Rats erholt, von dem sie kein Haar breit abweichen wollten. Zur Verfassungsfrage übergehend, führt das bedeutsame Schreiben aus, nur die Kirche besitze eine ewig unveränderliche, weil von Gott selbst gegebene Verfassung; dagegen werde jede zu Recht bestehende Staatsverfassung von ihr anerkannt. Durch das Konkordat sei die Kirche nicht gebunden, weil sie nach göttlichem Rechte vollste Freiheit geniesse und darum jeden Augenblick von einem Konkordate als einer freiwilligen Konzession zurücktreten könne. Das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat bewähre sich in der Ausführung gar nicht so übel, bleibe aber immerhin verwerflich, weil dadurch die Kirche nur als eine Privatgesellschaft behandelt werde. Leo schliesst mit der etwas kindischen, auf die französische Eitelkeit berechneten Redensart, Christus liebe die Franzosen. Nun hatten die französischen Legitimisten ihren Lohn dafür erhalten, dass sie immer im heissen Kampfe gegen die Demokratie für „Thron und Altar“, für Papst und Kirchenstaat gestanden, und die Männer der Republik, nach allgemeinem Urteil nicht immer die Ehrenwertesten der Nation, trugen im Vatikan den Sieg davon. Dem Erfolge und den politischen Berechnungen des Papstes mussten die Vertreter der Legitimität sich beugen. Von den Fürsten nicht wieder auf seinen Thron erhoben, that Leo, im Gegensatz zu der ganzen päpstlichen Vergangenheit, den ersten Schritt, sich der Volkssouveränität in die Arme zu werfen.

Zwei Jahre später fügte er den Gnadenerweis hinzu, die neue Nationalheilige der Franzosen, die Lothringerin Johanna v. Orleans, als Rachegeist gegen Deutschland gedacht, für würdig eines Kanonisationsprozesses zu erklären. Der Papst beteuert, dass ihr Herz auf dem Scheiterhaufen unversehrt geblieben, und um ihre Richter zu verdächtigen, fügt er bei, dass es Anhänger des „schismatischen Konzils von Basel“ gewesen seien.

Suchte auf diese Weise der Papst mit allen politischen Mächten zurechtzukommen, so hatten sich die gemässigten italienischen Staatsmänner doch gründlich getäuscht, welche glaubten, er werde auch im stande sein, in der römischen Frage einen sogenannten modus vivendi zu entdecken. Er spielte unverändert die Rolle des „Gefangenen im Vatikan“ weiter, verwarf das Garantiegesetz und hielt an dem Verbote fest, an den Wahlen sich zu beteiligen. Alle seine Kundgebungen gegen Italien, sowie teilweise auch sein versöhnliches Verhalten gegen die übrigen Regierungen erwecken sogar den Verdacht, dass die Wiederherstellung des Kirchenstaates sein Hauptinteresse bildete. Wiederholt begegnet er selbst dem Einwande, dass, wenn alle zu Recht bestehenden staatlichen Einrichtungen anerkannt werden müssen, auch das Königreich Italien darauf Anspruch machen dürfe. Er meint, hier liege die Sache ganz anders, weil das göttliche Recht der Souveränität des Papstes niemals aufgegeben werden könne. Die der Geschichte widersprechende und dogmatisch nicht zu begründende Voraussetzung, dass der Papst Souverän sein müsse, bildet also auch unter Leo das unerbittliche Verhängnis. In der Hauptaufgabe, die seinem Pontifikat gestellt wurde, hat er aus diesem Grunde nichts zu stande gebracht. Freilich traten ihm auch in seinem Heimatlande Männer gegenüber, die, jeder Priesterherrschaft gründlich müde, von leidenschaftlichem Hasse gegen alles Kirchliche erfüllt waren, mehr noch als die Republikaner in dem von ihm so gepriesenen und geliebten Frankreich. Aber während er diesen gegenüber eine sehr rücksichtsvolle Sprache führt, behandelt er seine Landsleute wie die gemeinsten Verbrecher. Schon sofort nach seiner Erhebung (26. Juni 1878) richtete er ein Schreiben an seinen Kardinal-Vikar über die Verbannung des Religionsunterrichtes aus den städtischen Schulen Roms. Unter den Missständen in Rom selbst zählt er auf: die zügellose Presse gegen die Religion, die Errichtung protestan-

tischer Kirchen mit dem Gelde der Bibelgesellschaften in den frequentesten Strassen wie zum Hohne gegen den Papst, die Eröffnung scheinbar philanthropischer, aber wirklich religionsfeindlicher Schulen. Das römische Volk, schreibt der Papst zur höchsten Verwunderung jedes Geschichtkenners, sei von der apostolischen Zeit an bis jetzt berühmt gewesen wegen seines Glaubens und bewundert wegen seiner religiös gebildeten Sitten. Daraus wolle man nun ein ungläubiges machen. Man neide Rom den Ruhm der heiligen Stadt und wolle sie in ein Theater des Unglaubens verwandeln. Zwei Monate später, nach dem plötzlichen Tode Franchi's, beklagt er in einem Schreiben an den neuen Staatssekretär *Nina* die heutigen Zustände in hochfahrendem Tone: In der allgemeinen socialen Gefahr habe er den Fürsten die Hülfe der Kirche angeboten, besonders dem deutschen Kaiser, damit er Friede mit ihm schliesse. Auch der Ruhe der Völker schade die Verletzung der Rechte des apostolischen Stuhles, indem die Katholiken aller Nationen sich nicht eher zufrieden geben könnten, bis sie den Lehrer ihres Glaubens, den Lenker ihres Gewissens frei wüssten. Jetzt müsse er sehen, wie Kirchen und Schulen der Ketzer in grosser Zahl sich in Rom erhöben, während er nicht einmal die bischöflichen Stühle in Italien besetzen könne, weil den Ernannten das Exequatur verweigert werde. Durch Gottes Fügung habe nach den Gefahren der ersten Zeit, so erklärte wieder sehr geschichtwidrig Leo in einer Ansprache an katholische Publizisten am 22. Februar 1879, die römische Kirche die weltliche Herrschaft erhalten, damit der Papst in voller Freiheit seines Amtes walten könne. Er werde darum, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, nie aufhören, sie zurückzufordern. Und unter dem 25. März schreibt er von neuem an den Kardinal-Vikar: Während der Katechismus fast verbannt sei aus den Schulen, trügen die Protestanten in Rom ihre schlechten Lehren vor. Wo der Glaube seit der Apostel Zeit geleuchtet, und wie von einem Centrum das Leben, das Licht der Wahrheit, das Beispiel in der ganzen Welt sich verbreitet (!?), müsse die christliche Religion souverän sein, und der universale Lehrer des Glaubens, der Richter der christlichen Moral der Gottlosigkeit die Thüre zu schliessen, die Reinheit der katholischen Doktrin aufrecht zu halten, die freie Macht besitzen. Die Pilger aus der ganzen Welt hätten das

Recht, zu fordern, dass sie in Rom nur Stärkung ihres Glaubens, ihrer Frömmigkeit und gutes Beispiel fänden.

Die fortwährende Wiederholung der notorischen Unwahrheit, dass alle Kultur und Bildung, Religion und christliche Sitte von Italien und speciell von Rom aus sich über die ganze Erde verbreitet, und dass das römische Volk, welches so viele päpstliche Greuel in seinen Mauern sah, so viele Päpste vertrieb und das Papsttum in der schamlosesten Weise finanziell auszubeuten trachtete, stets durch seine heiligen Sitten sich ausgezeichnet habe, macht doch einen geradezu krankhaften Eindruck. Es fehlte nur noch die Versicherung, Christus selbst sei ein geborener Römer gewesen. Jedem aber liegt die Frage auf der Zunge, wie war es denn möglich, dass die so wohl erzogenen Kinder des eigenen Hauses plötzlich so ganz entarteten, wie der Papst selbst es beschreibt? oder sollte nicht doch das bekannte Sprichwort auf Wahrheit beruhen: Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ? Auch auf diese Frage hat Leo eine Antwort bereit, die uns einen tiefen, aber niederschlagenden Einblick in die vatikanische Geistesatmosphäre gestattet. Die Freimaurer sind an allem Unheil schuld, und sie werden von keinem Geringern als dem Teufel selbst als Werkzeuge zur Zerstörung der Religion gebraucht. So schrieb Leo 1892 an die italienischen Bischöfe: Die Sekte will allenthalben, auch im Staatsleben, den Naturalismus an die Stelle der Offenbarung setzen. Ausführlicher noch in der Encyklika an die italienische Nation (1890): Die vom Teufel inspirierte Sekte der Freimaurer suche namentlich den Sitz des Papsttums zu untergraben. Nach Zerstörung der weltlichen Herrschaft wolle sie auch die geistliche vernichten. Durch die Nötigung der Geistlichen zum Militärdienst, Aufhebung der Orden, Besteuerung der Kirchengüter suche die italienische Regierung das Ansehen der Religion zu schädigen. Desgleichen durch die Civilehe, das irreligiöse Unterrichtsgesetz, den Schulzwang für die Laienschulen, die Strafgesetze gegen alle staatsfeindlichen Demonstrationen, die Säkularisation der frommen Stiftungen u. a. Alle diese Gesetze, wie auch die skandalöse Einweihung des Giordano Bruno-Denkmals am Pfingstfest des vorigen Jahres, seien nichts anderes als die Ausführung des Freimaurer-Programms. War schon 1886 unter den Bischöfen, namentlich denen des frühern Kirchenstaates, eine Bruderschaft gebildet

worden, um durch einen Gebetssturm das teuflische Heer in die Flucht zu schlagen, so verfasste nun Leo einen förmlichen Exorcismus, den die Bischöfe und die dazu bevollmächtigten Priester sprechen sollten, um die auf Rom jetzt losgelassenen dämonischen Geister zu bannen. Unterstütze uns, so wird der hl. Michael angerufen, im Kampfe gegen die Geister der Bosheit in der Hölle, wie du einst Lucifer und seine abgefallenen Engel gestürzt hast. Gerade jetzt verkleidet er sich wieder in einen Engel des Lichtes, die Kirche zu verwüsten. Wo der Sitz des hl. Petrus und der Lehrstuhl der Wahrheit steht, haben die bösen Geister ihren Thron aufgerichtet, den Hirten zu schlagen und dadurch die Herde zu zerstreuen. Dich, hl. Michael, ruft die Kirche als ihren Patron an, den Satan in die Hölle zu werfen, damit er nicht länger schaden kann. Dann folgt ein Gebet an Gott selbst: Durch die Fürbitte Maria's, Michaels, Josephs, Petri und Pauli und aller Heiligen gewähre uns Hülfe gegen den Satan und die andern bösen Geister, die zur Schädigung des Menschengeschlechtes in der Welt umherschweifen. Der Exorcismus selbst endlich, der hauptsächlich die Wiederaufrichtung der kirchlichen Freiheit zum Gegenstande hat, beginnt: Ich beschwöre dich, jeglichen unreinen Geist, jegliche satanische Macht, jeglichen Ansturm des höllischen Feindes; jegliche Legion, jegliche teuflische Kongregation und Sekte. Alle Bischöfe und bevollmächtigten Priester erhalten, so oft sie diese Teufelsaustreibung vornehmen, 300 Tage Ablass; wenn sie dieselbe einen Monat lang fortsetzen, einen vollkommenen Ablass, der auch den Seelen im Fegfeuer zugewendet werden kann. Damit hat nun der Papst seinem eigenen Vaterlande gegenüber sein letztes Pulver verschossen. Nachdem er bezüglich der Wiederherstellung des Kirchenstaates vergeblich seine Hoffnung auf die Fürsten, speciell auf Deutschland beziehungsweise Bismarck gesetzt hatte, ging er mit dem schweren Geschütz der Austreibung unmittelbar dem Teufel selbst zu Leibe. Man hat bis jetzt nicht wahrnehmen können, dass dieses Mittel irgend welchen Erfolg erzielte. Da bliebe denn dem Papste nur noch die Erkenntnis übrig, dass er bei allen diesen Operationen von irrigen Voraussetzungen ausgehe und ganz andere Wege einzuschlagen hätte, wenn er nicht als der „unfehlbare Lehrer der ganzen Menschheit“ jede Möglichkeit eines Irrtums auf diesem Gebiete als eine Blasphemie von sich zu weisen durch sein eigenes Bewusstsein gezwungen würde.

In diesem tragischen Bewusstsein musste der Papst 1888 durch ein psychologisch schwer zu erklärendes Phänomen mächtig gestärkt werden. Als er am 1. Januar dieses Jahres sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum beging, war es sehr natürlich, dass die ganze ultramontane Welt ihm entgegenjubelte, auch die, welche anfangs seine „allzu grosse Nachgiebigkeit“ gegen die Regierungen getadelt hatten. Aber was geschah? Von allen Enden der Erde brachte man ihm Huldigungen dar, wie kein Souverän vor ihm, auch kein Papst sie jemals empfangen. Es war eine wirkliche Congratulatio Urbis et Orbis, als ob er in der That „der Regierer des Erdkreises“ wäre. Die Geschenke aus allen Ländern waren im Vatikan kaum mehr unterzubringen. Fast alle Fürsten schickten eigene Gesandtschaften zur Beglückwünschung. Die ganze Welt schien auf der Wallfahrt nach der „ewigen Stadt“ begriffen zu sein. Aus Deutschland, Österreich, England, Russland, Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal, Griechenland, der Türkei, Marokko, China, Japan, Persien u. s. w. erschienen Deputierte. Zahllose Pilgerzüge schlossen sich an. Voll Freude über diesen grossen Triumph stiftete Leo einen neuen Orden mit der Umschrift Pro Ecclesia et Pontifice. Vieles davon beruhte offenbar auf den Machenschaften der ultramontanen Partei; andrerseits liess die italienische Regierung alles gerne zu, um der Welt zu zeigen, einer wie grossen Freiheit sich „der Gefangene im Vatikan“ erfreue. Dazu kam ein gewisses Mitleid der Fürsten, auch wenn sie akatholisch oder gar unchristlich waren, mit dem Papst als einem entthronten Herrscher, sowie der Wunsch, gegen die sogenannten Umsturzparteien die Autorität zu befestigen. Endlich darf man auch nicht vergessen, dass es geistige Epidemien giebt, zufolge deren eine Bewegung, einmal in Gang gebracht, mit beschleunigtem Tempo, wie die einer Lawine, wächst. Wie wenig auch dieses Hosianna zu bedeuten hatte, sollte der Papst gleichsam unter seinen Fenstern erfahren, als kaum der Festesjubel verrauscht war. Vierzehn Tage nachher feierte er die Heiligsprechung der sieben Stifter des Servitenordens und mehrerer Jesuiten, an den folgenden Sonntagen die Seligsprechung meist von Ordensleuten, unter andern des deutschen Redemtoristen Hofbauer. Diesen endlosen Festen setzten die Liberalen Roms noch Ende des Monates ihre Giordano Bruno-Feier entgegen. Und die italienische

Regierung erliess bald nachher ihre Strafgesetze gegen die, welche die Einheit des Staates zu stören suchten, und gegen die Geistlichen, welche dessen Einrichtungen schmähten. In der Weihnachtsallokution des folgenden Jahres aber beschreibt Leo selbst die Weltlage in verzweifelndem Tone: „Die Kirche, ihre Wirksamkeit in dieser Welt, ihr Priestertum, ihre Lehren, ihre geheiligten Rechte werden überall bekämpft, verachtet, aus dem öffentlichen Leben verbannt mit allen Mitteln, über welche Menschenmacht und Menschenlist verfügt. Alle katholischen Einrichtungen in ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit, von denen angefangen, welche direkt zur Ausbreitung und Erhaltung des Glaubens angeordnet sind, bis zu denen herab, welche zur Erleichterung der zahlreichen Übel der Menschheit dienen, werden zum Ziel der Verfolgung gemacht, nur um sich ihrer bemächtigen und ihren religiösen und christlichen Charakter auslöschen zu können.“ Diese Schilderung klingt noch düsterer, als die, welche er am 15. Juni 1887, also kurz vor dem grossen Jubiläum, dem das Staatssekretariat übernehmenden Kardinal *Rampolla* entwarf. Hier weiss er doch noch einiges Gute von der Welt zu berichten. Frankreich, schreibt er, sei reich an katholischen Werken und Einrichtungen, den Päpsten stets teuer, welche es als die erstgeborene Tochter der Kirche betrachteten. Nicht weniger liege ihm Spanien am Herzen, das sich den Titel der katholischen Nation verdient. Desgleichen die katholischen Staaten Portugal und Belgien. In Preussen sei es nötig, das Friedenswerk weiter zu verfolgen. Dem katholischen Bayern wünsche er eine immer fruchtbarere Blüte der Religion. Während so die romanischen Völker gepriesen werden, Deutschland die Censur „mittelmässig“ empfängt, richtet Leo seine ganze Schärfe wieder gegen das eigene Vaterland. Der Papst, führt er aus, kann als Vorsteher einer „vollkommenen Gesellschaft“ keiner andern Macht unterstehen. Das antike römische Imperium wurde von der Vorsehung befestigt für das christliche Rom. Unauflöslich wurden die Schicksale Roms mit denen des Stellvertreters Christi verbunden. Nach Konstantin wurden die Päpste die weltlichen Herrscher Roms und blieben es bis heute. Rom ist der natürliche Sitz der Päpste, das Centrum des katholischen Lebens. Sie müssen dort ganz unabhängig sein, damit alle Katholiken ihnen vertrauen. Die ganze katholische Welt wird darum nicht ruhen, bis die

volle päpstliche Souveränität wiederhergestellt ist. Aber wenn auch das Papsttum allen Nationen angehört, ist es doch speciell der Ruhm Italiens. Und da die Vorsehung aus besonderer Vorliebe zu Italien das Papsttum dorthin setzte, sind auch die Italiener verpflichtet, ihm die gebührende Stellung einzuräumen. Das grosse Jubiläum hatte also im Grunde nur dazu gedient, zu zeigen, ein wie grosses Ansehen der Papst nach dem Verlust des Kirchenstaates in der ganzen Welt besitze, aber zur Wiederherstellung desselben trugen die rein platonischen Huldigungen nichts bei.

Auf die rein geistliche Wirksamkeit beschränkt, verlegte sich Leo, seiner angeborenen Neigung folgend, vorzugsweise auf die Doktrin. Die Cathedra Petri verwechselte er manchmal mit einem akademischen Lehrstuhl und fühlte sich so recht auf der Höhe als oberster Professor der ganzen Menschheit. Ähnlich wie bei dem gelehrten Kanonisten Benedikt XIV. wuchsen in seiner Hand die päpstlichen Schreiben zu ausführlichen Abhandlungen heran; nur mit dem Unterschiede, dass Leo keine juristischen Denkschriften verfasste, sondern sich über dogmatische und moraltheologische Themata erging, mit dem Anspruch, dass seine Anschauungen für die ganze Menschheit massgebend seien. Über die Bellarmin-Vatikanische Definition des ex cathedra ging er thatsächlich weit hinaus, und in seinem Sinne ist der Herausgeber seiner frühern Kundgebungen (Leonis XIII. Allocutiones, Epistolæ, Constitutiones; Bruges 1887) vollkommen im Recht, in der Vorrede zu sagen: Habes hic imprimis Magistri infallibilis oracula. Um so mehr erscheint es also nötig, diese Orakel näher zu betrachten, sofern ihr Inhalt nicht beiläufig bereits mitgeteilt wurde.

Schon am 1. Juni 1879 richtete Leo ein Schreiben an die Bischöfe Oberitaliens gegen das Gesetz über die Civilehe: Die Substanz der Ehe sei religiöser Natur, der Staat könne nur die bürgerlichen Folgen derselben feststellen. Wieder entwickelt er in der Encyklika vom 10. Februar 1880 die kirchliche Lehre über die Ehe: Adam habe Gott aus Lehm der Erde geschaffen und aus seiner Seite im Schlafe eine Rippe genommen, die Eva zu bilden. Die Abschliessung der Ehe sei darum göttlichen Rechtes, und habe der Staat sich um dieselbe nicht zu kümmern. Die Civilehe sei deshalb unzulässig; die Abschliessung der Ehe könne vom Sakramente nicht getrennt

werden. Dabei aber verwahrt sich der Papst dagegen, dass die geistliche Gewalt wider die weltliche sei. Jetzt, da alle Autorität erschüttert werde, wolle er „mit väterlichem Wohlwollen“ den Fürsten die Hand reichen und ihnen seine Unterstützung anbieten. Ausführlicher behandelt Leo denselben Gegenstand in einem Reskripte an den Bischof von Verona u. a. von 1893. Er belobt die Bischöfe mit dem angeblichen Gedanken des Irenäus dafür, dass sie bei dem apostolischen Stuhle angefragt hätten, *mit dem jede Kirche übereinstimmen müsse.* Er nimmt also ausdrücklich für die nun folgende Belehrung die Infallibilität in Anspruch. Da der sakramentale Charakter der Ehe dogmatisch feststehe, habe die Kirche allein über sie zu befinden. Der Staat könne demnach die bürgerlichen Folgen derselben regeln, aber nicht ihre Abschliessung. Wohin dies führe, zeige die sakrilegische Anordnung, dass Soldaten, die trotz des Verbots heirateten, von ihrer Ehe keinen Gebrauch machen dürften. So komme man zu der alten Barbarei zurück, den Menschen ein natürliches Recht zu verweigern. Die Soldaten würden der Freiheit beraubt und zu Sklaven gemacht. Über alle moralischen Fragen habe die Kirche zu entscheiden. Nun könne es aber vorkommen, dass eine rasche und geheime Abschliessung der Ehe moralisch gefordert werde. Der Staat trete dann einer moralischen Entscheidung der Kirche entgegen. So werde selbst am Sterbebett dem Diener der Kirche die Hand gebunden, und Seelen dem ewigen Verderben preisgegeben. Gewissens-Ehen würden von der Kirche nur selten gestattet, und sei dann dafür gesorgt, dass die bürgerlichen Folgen eintreten könnten. Unter heftigen Ausfällen gegen die italienische Regierung schliesst das Reskript: das projektierte Gesetz sei wieder das Werk der Freimaurersekte, welche die Kirche zerstören wolle. In demselben Geiste verbot Leo (1890) den ungarischen Bischöfen, den staatlichen Vorschriften gemäss die Bescheinigung der an Kindern protestantischer Eltern vorgenommenen Taufen den betreffenden Predigern zukommen zu lassen. In dem seit 1886 entbrannten ungarischen „Kulturkampfe“ versäumte nämlich der Papst keine Gelegenheit, die Ungarn ins Feuer zu treiben. 1893 erinnerte er an die 1886 erlassene Encyklika über die kirchenfeindlichen Gesetze, desgleichen hinsichtlich der gemischten Ehen an die de matrimonio christiano (1880). Dann ermahnt er, für die Abhaltung von

Katholiken-Versammlungen zu sorgen, die er auch andern Ländern empfehle, sich um das Schulwesen zu kümmern, Schulinspektoren zu ernennen, mit denen sie jährlich Beratungen halten sollten, in der Presse den kirchenfeindlichen Tendenzen entgegenzutreten, sowie Bruderschaften und Vereine zu bilden. Endlich aber warnt er, nicht mehr als es für das Interesse der Kirche nötig sei, sich mit Politik zu befassen.

Das Petersfest 1881 benützte der Papst, um die Welt durch eine Encyklika über die Staatsgewalt zu belehren: Dieselbe, schreibt er, erhielt ihre Vollendung in der Schöpfung des hl. römischen Reiches durch den Papst, wurde aber geschwächt durch die thörichten Neuerungen der Reformation. Damals fing man an, mehr Freiheit zu fordern, als sich gebührt, und bestimmte den Ursprung der weltlichen Gewalt willkürlich. Der sogenannten Philosophie des 18. Jahrhunderts folgend, leiten manche sie sogar vom Volke ab. Die Katholiken dagegen lehren, „das Recht zu befehlen“ stamme von Gott. Auf die Regierungsformen kommt es dabei nicht an. Der sogenannten Reformation, deren Führer und Helfer die weltliche Gewalt bekämpften, folgte in Deutschland die Revolution, die alles verheerte. Aus der Reformation entstand die Philosophie des 18. Jahrhunderts mit der erwähnten neuen Lehre von der Souveränität des Volkes. Das führte dann zu Kommunismus, Socialismus, Nihilismus. Gleich seinen Vorgängern, schliesst Leo, habe er den Fürsten wiederholt seine Hülfe gegen diese Übel angeboten, und biete sie immerwährend an; aber sie müssten darum auch der Kirche volle Freiheit gönnen, damit sie ihnen helfen könne.

In weiterm Ausblick, gleichsam seine ganze Weltanschauung zusammenfassend, verbreitet sich Leo in demselben Sinne aus Anlass seines Bischofsjubiläums in seiner Encyklika von 1894 an alle Fürsten und Völker über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, und fordert die ganze Christenheit auf, sich ihm zu unterwerfen: Seine Freude über die zahllosen Glückwünsche würde nur dadurch gestört, dass viele von seiner Lehre abirrten. Aber als Stellvertreter Gottes, der das Heil aller wolle, wünsche er gegen Ende seines Lebens nach dem hohenpriesterlichen Gebet, dass „alle eins seien“. Dem Orient führt er zu Gemüte, dass er ehemals den Päpsten gehorcht habe. Die vollkommene Einheit, welche Christus eingerichtet, bestehe nicht

bloss im Glauben, sondern auch im Regiment. Christi Worte: Du bist Petrus u. s. w. hätten sich von Anfang an bei den Päpsten bewährt. Nach einer natürlich nicht sehr liebreichen Beschreibung des Protestantismus beteuerte Leo dessen Anhängern, das legitime Lehramt des Glaubens habe Christus dem Petrus und dessen Nachfolgern übertragen. Die Katholiken gehorchten denselben freudig, weil die Kirche eine „vollkommene Gesellschaft“ sei, von Gott zur Belehrung der ganzen Menschheit eingesetzt. Als solche habe sie alle Rechte aus sich selbst und absolute Freiheit in ihrer Gesetzgebung. Dass sie mitunter gewisser Rechte sich begebe, zeigten ihre Verträge mit den Staaten. Die weltliche Gewalt besitze auch ihre Rechte, müsse aber mit der Kirche harmonieren. Am verderblichsten wirkten gegen die Kirche die Freimaurer, besonders in den katholischen Staaten, wie Italien und Frankreich. Durch die Kirche allein seien die Schäden der Gegenwart zu heilen: der Militarismus und die socialistischen und politischen Kämpfe. Der Kampf zwischen Freiheit und Gewalt werde durch die kirchliche Lehre gelöst, dass nach dem Willen Gottes die Einen zu befehlen und die Andern zu gehorchen hätten, welchen Inhalt auch immer die Verfassung habe. Auf die päpstliche Weltherrschaft zurückkommend, lehrt Leo, die Anfänge der Christianisierung der ganzen Welt seien durch die Reformation unterbrochen worden, welche die Wiederaufnahme der Kreuzzüge unmöglich gemacht habe. Die jetzigen Verkehrsmittel würden der Vereinigung der ganzen Welt sehr förderlich sein. Wie das Ende des vorigen Jahrhunderts Revolution und Entzweiung hervorgerufen, so wünsche er, dass das Ende des gegenwärtigen die Einheit bringe. Besonders die Fürsten seien verpflichtet, dazu mitzuwirken. Es waren dies übrigens dieselben Ideen, welche, hinsichtlich der Staatslehre, Leo bereits in seiner Encyklika vom 1. November 1885 entwickelt hatte, nur dass er hier noch erklärte, wenn auch die Kirche nicht mit andern Religionsgenossenschaften auf eine Linie gesetzt werden dürfe, seien die Regierungen doch nicht zu tadeln, welche, um Schlimmeres zu verhüten, andere Konfessionen duldeten, wie auch die Kirche niemand zur Annahme des rechten Glaubens zwinge.

Der so brennenden socialen Frage gegenüber, als einer eminent moralischen, konnte natürlich der „unfehlbare Lehrer der

Menschheit“ auch nicht stumm bleiben. Schon unter dem 28. Dezember 1878 verurteilte er die Socialdemokratie, indem er ihren Ursprung auf die Leugnung alles Übernatürlichen zurückführte, welche in der Reformation begonnen habe und im liberalen Staate und den geheimen Gesellschaften zur Darstellung gelange. Dagegen trat aber der Papst mit grossem Eifer für die arbeitende Klasse ein, und beschritt, gleich Bismarck, natürlich seinerseits nur mit Lehren und Ermahnungen, den nicht ungefährlichen Weg, den „Enterbten“ den staatlichen Schutz gegen die Arbeitgeber als ein unveräusserliches Recht zuzuerkennen. Zu diesem Grundsatze bekannte er sich schon 1887 in einer Ansprache an die von dem Grafen de Mun ihm zugeführten französischen Arbeitervereine, dann 1889 bei einem zweiten Arbeiterempfang im Vatikan, welcher eine Gegendemonstration gegen eine grosse Socialistenversammlung in Paris sein sollte. Bei der internationalen Arbeiterschutzkonferenz in Berlin (1890) fungierte der Fürstbischof Kopp von Breslau als sein Delegierter. Endlich erliess er 1891 die grosse Encyklika über die Arbeiterfrage, die neben vielen Gemeinplätzen einige gute Gedanken enthält, die Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten aber um kein Haar breit gefördert hat. Leo beginnt mit einer Ausführung der rechtsphilosophisch höchst schwierigen Lehre vom Eigentum, namentlich dem Grundeigentum. Er hilft sich mit wenigen oberflächlichen Phrasen darüber weg, wie es scheint, ohne die Tiefe und den Ernst der Sache erfasst zu haben. Dann beklagt er den Missstand, dass die Minorität der besitzenden Klasse der Masse des Proletariates ein schweres Joch auflege, will aber von Socialismus und Kommunismus nichts wissen. Gleichwohl bekennt er sich zu dem unsinnigen socialdemokratischen Satze, dass die Reichtümer nur durch die Mühe der Arbeiter erworben würden, als ob Kapital, Intelligenz, geistige Thätigkeit und Risiko dabei gar keine Rolle spielten. Der Staat, fährt er fort, habe für die notwendigsten Bedürfnisse der Arbeiter zu sorgen. Dann folgen recht naive Ratschläge, wie dass bei schwererer Arbeit längere Ruhe nötig sei, dass auf die verschiedenen Jahreszeiten, Lebensalter, Geschlechter Rücksicht genommen werden müsse. Die Stände seien einander näher zu bringen durch Ansässigmachung der Proletarier. Aber die Liebe zum Vaterlande habe zur Voraussetzung, dass die Steuern nicht zu hoch seien.

Mit Stellen aus dem Alten Testament und Thomas von Aquin empfiehlt schliesslich der Papst für die Arbeiter Vereine, insbesondere Zünfte mit kirchlicher Grundlage, religiöse Orden, über welche der Staat keine Gewalt habe.

Noch socialdemokratischer spricht sich Leo 1893 in einem Briefe an den Vorsitzenden des schweizerischen Arbeiterkongresses *Decurtins* aus: Er interessiere sich sehr für die Aufbesserung des elenden Loses der Arbeiter und thue dafür bei den Mächtigen, was er könne, „damit nicht eine so grosse und nützliche Klasse von Menschen verlassen und wehrlos einem gewinnsüchtigen Stande preisgegeben werde, der jener Armut für sich ausbeute". Der Kongress der Arbeiter verschiedener Konfessionen habe sich die Lehre seiner Arbeiter-Encyklika wohl zu nutze gemacht. Wie die Kirche die Schande der antiken Sklaverei beseitigt, so besitze sie jetzt die Mittel zur Aufbesserung des Loses der arbeitenden Klasse, nicht durch gewaltthätigen Umsturz, sondern durch ihre Lehre. Und dieser Belehrung entsprechend hat noch jüngst (1897) unter dem Segen des Papstes und vor mehreren Kardinälen ein Ordensmann in Rom socialistische Konferenzen gehalten, in denen er die Geistlichen ermahnte, mehr unter das Volk zu gehen, weil die Zukunft der Demokratie gehöre. Je schwächer also die Hoffnungen an der Kurie werden, dass die Fürsten die Hand bieten zur Wiederherstellung des Kirchenstaates, desto mehr scheint die Kurie das Bündnis zwischen „Thron und Altar" aufzugeben und dem Proletariat sich in die Arme werfen zu wollen. Das wäre allerdings der Schritt des Verzweifelnden, der, statt seinen Irrweg zu verlassen, sich selbst in den Abgrund stürzt.

Mehr und mehr gegen Ende seines Lebens wurde die Union sämtlicher Kirchen unter der Devise des hohenpriesterlichen Gebetes: ut unum sint, die eigentliche Herzenssache des Papstes. Natürlich vermag er sich nach der vatikanischen Lehre diese Einheit nur vorzustellen als die Unterwerfung der ganzen Christenheit unter den Papst, den einzig unfehlbaren Lehrer und moralischen Regierer der Menschheit, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Unwesentliche rituelle Verschiedenheiten, wie in der liturgischen Sprache oder in der Austeilung der Kommunion, Differenzen in Einrichtungen, wie Gestattung der Priesterehe u. a., wären dabei zulässig, aber keine Ab-

weichungen im Dogma und in den mit demselben zusammenhangenden Gegenständen der Disciplin. In seiner Encyklika über „die Disciplin der Orientalen“ (1894) bestimmt der Papst, dass nach den Grundsätzen Benedikts XIV. niemand im Orient zur Annahme des lateinischen Ritus gezwungen werden solle, und dass die lateinischen Geistlichen sich dort der bestehenden (d. i. griechisch-unierten) Hierarchie unterzuordnen hätten. Widersprechende Bestimmungen selbst allgemeiner Konzilien werden ausser Kraft gesetzt. Gleichzeitig versammelte der Papst in Rom die unierten Patriarchen des Orientes zu einer Beratung über die Mittel, das Unionswerk daselbst zu fördern. Viel Geld zur Errichtung von Schulen und Anstalten wurde aufgewendet, aber doch, wie bereits bemerkt, nicht mit nennenswertem Erfolge. Römische Grosssprecherei spielte von jeher bei allen Unionsversuchen, wenn man im Abendlande Eindruck machen wollte, eine grosse Rolle. In der Zeit des Konzils von Trient erschienen ein paar zerlumpte Orientalen mit Kamelen in Rom, angeblich aus dem Lande zwischen Euphrat und Indus, welche aussagten, andere, die erkrankt seien, befänden sich noch unterwegs. Flugs streute man im Westen aus, der Orient stehe bereit, sich dem Papst zu unterwerfen. Die im vorigen Jahrhundert unierten Kopten zählten 10 Priester. Nun errichtete 1895 Leo für sie, in der Hoffnung auf die Bekehrung aller ihrer Landsleute, mit grosser Wichtigthuerei das alexandrinische Patriarchat mit zwei Bischofsstühlen. In der Einladung, welche der Papst in der erwähnten Encyklika an alle Fürsten und Völker hatte ergehen lassen, war er mit Redensarten über die der Union entgegenstehenden Schwierigkeiten hinweggeglitten, namentlich den Orientalen gegenüber, die er, abgesehen von der Lehre vom Papsttum, eigentlich schon als Glaubensbrüder behandelte. Das Entgegenkommen, welches er ihnen in äussern Dingen in Aussicht stellte, war indes nur ein Lockmittel für die Zeit des Überganges. Die unierten Ruthenen in Galizien wissen davon zu erzählen, wie die Kurie ihnen, als sie ihrer sicher zu sein glaubte, durch die Jesuiten den lateinischen Ritus und die strengrömische Disciplin aufzuzwingen suchte. Den amerikanischen Ruthenen und andern Unierten in Amerika hat noch Leo selbst 1891 und 1892 die Fortsetzung der vor der Priesterordination abgeschlossenen Ehe verboten, wie während des vatikanischen Konzils die unierten

Armenier zum Aufgeben ihrer nationalkirchlichen Rechte gezwungen wurden.

Als von allen beteiligten Seiten, den Orientalen, Engländern, Protestanten die päpstliche Aufforderung zur Unterwerfung mit den entschiedensten Protesten beantwortet worden war, raffte sich der Papst 1896 noch einmal auf, in seiner Encyklika über die Einheit der Kirche jene Aufforderung theologisch zu begründen durch eine scheinbar gelehrte, aber gänzlich misslungene Verteidigung der neuen vatikanischen Dogmen. Von den Anglikanern, Orientalen, Altkatholiken wurden sofort die Winkelzüge aufgedeckt, die Leo sich erlaubt, um die neuen Dogmen nicht in abschreckender Gestalt erscheinen zu lassen, sowie die groben Missdeutungen und selbst Fälschungen der Bibel- und Väterstellen, welche er massenweise, aber ungeordnet und aus dem Zusammenhang gerissen, für jene Lehren anführt. Es wurde ihm eine lange Reihe von Zeugnissen und geschichtlichen Thatsachen entgegengehalten, welche die Unrichtigkeit seiner Dogmen bis zur Evidenz beweisen, von denen gänzlich zu schweigen er für klug hielt — als ob er es mit Kindern oder Irren zu thun hätte. Man muss doch im Vatikan auf einem geradezu knabenhaften Standpunkt stehen, wenn man sich der Hoffnung hingiebt, mit solchen Mitteln die gelehrte Welt aller Nationen bethören zu können. Von irgendwelchem Erfolge konnte also wieder keine Rede sein.

Am meisten Entgegenkommen fand der Papst noch in England, wo Lord Halifax eine Union mit Rom erstrebte und ein französischer Lazarist mit süsslichen Worten das sanfte päpstliche Joch empfahl. Leo setzte wirklich eine Kommission ein, welche die Gültigkeit der anglikanischen Weihen untersuchen sollte. Dass die päpstliche Entscheidung negativ ausfallen werde, liess sich mit Sicherheit erwarten, weil Rom diese Weihen niemals anerkannt hatte. Als Grund für diese Entscheidung wurde angeführt, dass jene Ordinationen der katholischen Form wie auch der richtigen Intention entbehrten. Die Aufregung über diese Entscheidung war gross in der anglikanischen Kirche, Lord Halifax mit seinen Freunden gänzlich enttäuscht und jede Aussicht auf Union für immer vereitelt. Denn noch jüngst hat ein Jesuit *F. Smith* (Contemporary Review Januar 1897, p. 40) die Engländer bedeutet, dass ohne allen

Zweifel die päpstliche Entscheidung für immer „irreformabel“ bleibe, wie ihre Sprache und die Umstände ihrer Publikation bewiesen.

Diese irreformable Entscheidung zeigte einmal wieder deutlich, wie alle Nachgiebigkeit oder Milde, welche Leo entfaltet bei der Einladung der Gegner zur Unterwerfung, plötzlich sich in das Gegenteil verkehrt, sobald es sich um Verwirklichung handelt. Sprach er in der Encyklika über die Einheit der Kirche in etwas verfänglicher Weise von „dem Lehramt der Bischöfe“, von der „Entscheidung“ des (nur zustimmenden oder sich unterwerfenden) Konzils, und nahm er den Ausdruck „päpstliche Unfehlbarkeit“ nicht in den Mund, so lautet seine Sprache im „Ernstfalle“ ganz anders. Wir haben schon gefunden, wie er mit seinen Ansprüchen auf Unfehlbarkeit weit über die Definition des vatikanischen Konzils hinausgeht. Er verlangt unbedingte Annahme aller seiner amtlichen Belehrungen und unbedingten Gehorsam gegen alle sein Befehle. Dass er in irgendwelche menschliche Angelegenheiten nicht einzugreifen habe, weist er entschieden von der Hand, weil alles Menschliche irgendwie mit Religion und Sittlichkeit zusammenhängt. Nihil humani a me alienum puto, sagt der Papst in ganz besonderm Sinne von sich. Es ist darum nicht zu verwundern, dass er z. B. 1885 streng nach den vatikanischen Dogmen den spanischen Bischöfen bemerklich machte, er habe das göttliche Recht, über alle Fragen ihrer Kirchen eigenmächtig zu entscheiden oder durch seine Nuntien entscheiden zu lassen, also eventuell die bischöfliche Jurisdiktion ausser Kraft zu setzen. Und welche Sprache führt er erst in der Encyklika an die preussischen Bischöfe vom 6. Januar 1886, nachdem er die bussfertige Regierung in bekannter Weise gedemütigt: „Obgleich die Betrüger, welche sich Altkatholiken nennen, indem sie neue und schlechte Lehren verbreiten, versuchten, getäuschte Anhänger zu gewinnen“, hätten die deutschen Katholiken doch den Glauben ihrer Väter (!?) bewahrt und sich den „Nachstellungen der Lehrer der Schlechtigkeit“ entzogen. Die Kirche, führt dann Leo wieder aus, sei eine „übernatürliche und vollkommene Gesellschaft“. Die oberste, *absolut freie* Gewalt in ihr besitze der Papst, unter seiner Autorität und *seinem Lehramt* übten die Bischöfe in ihren Kirchen die ihrige aus. Sie hätten — also im Widerspruch zu den preussischen Ge-

setzen — durchaus frei in tridentinischen Seminaren die Geistlichen zu bilden. In dem gleichen kurialistischen Schimpftone wie über die deutschen Altkatholiken fällt Leo auch, wo er sein Herz ausschüttet, wie wir bereits fanden, über die Protestanten her. So noch 1896 selbst poetisch in seinem Hymnus auf Frankreich:

O quot illustres animæ *nefanda*
Monstra Calvini domuere.

Wie in diesen mannigfachen, aber wenig brauchbaren Belehrungen, welche Leo der ganzen Menschheit zu teil werden liess, so kam bei ihm auch in der unablässigen Sorge für den Unterricht, besonders den philosophisch-theologischen, immer wieder die Vorliebe für Schule und Litteratur, die Natur des Professors zum Vorschein. Dass er bei seiner Propaganda im Orient um die Stiftung von höhern und niedern Unterrichtsanstalten immerfort besorgt war, haben wir bereits gesehen. Besonders interessierte er sich für die Gründung von katholischen, vom Staate völlig unabhängigen Universitäten. Mit grosser Freude approbierte er 1887 die zu Washington, 1889 die zu Ottawa in Kanada für die Amerikaner, und in demselben Jahre die zu Freiburg in der Schweiz. Grosses Lob erntete der Papst 1888 von der ganzen gelehrten Welt, als er die Benutzung des für die historische Forschung so überaus wichtigen päpstlichen Archivs mit einer bis dahin unerhörten Liberalität gestattete und einen deutschen Professor der Kirchengeschichte, Kardinal *Hergenröther*, an die Spitze desselben berief. Nach dessen Tode sollte wieder ein deutscher Geistlicher, *Janssen* in Frankfurt, der Nachfolger werden. Wie dankenswert es auch war, dass endlich das päpstliche Archiv geöffnet wurde und dessen Verwaltung nicht mehr hinter den übrigen grossen Archiven Europa's zurückblieb, so darf doch die Ehrung, welche Leo der deutschen Wissenschaft in der Berufung Hergenröthers und der Kandidatur Janssens, des bekannten Geschichtschreibers der Reformation, erwies, nicht überschätzt werden, weil beide nur dem Namen und der Sprache nach Deutsche, mit ihrem ganzen Wesen und Denken aber, selbst mit ihrem manchmal recht zweifelhaften Wahrheitssinne, durchaus kurialistisch waren.

Der Papst konnte es sich auch nicht versagen, als oberster Professor der Theologie und Philosophie mit weitläufigen In-

struktionen die Studien in den katholischen Schulen zu regeln. Zuerst erliess er am 4. August 1879 die viel besprochene Thomas-Encyklika, in welcher er *Thomas von Aquin* für den philosophischen und dogmatischen Unterricht nicht nur empfahl, sondern geradezu vorschrieb, wenn er auch die Berücksichtigung sicherer Erkenntnisse aus späterer Zeit, besonders in den Naturwissenschaften, nicht ausgeschlossen wissen wollte. Er beruft sich dabei auf seine Vorgänger Clemens VI., Nikolaus V., Benedikt XIII., Pius V., Clemens XII., Urban V., Innocenz XII., Benedikt XIV. Von Innocenz VI. führt er den bekannten Ausspruch an: wer Thomas folge, werde nie von der Wahrheit abirren, und wer ihn bekämpfe, sei stets der Heterodoxie verdächtig. Auch auf den ökumenischen Konzilien, „auf denen die Blüte der Weisheit aus der ganzen Welt erglänze", habe er die bedeutendste Rolle gespielt, wie auf dem Lyoner, dem Vienner, dem Florentiner, dem Vatikanischen; zu Trient habe er neben der Bibel und dem Corpus juris auf dem Altar gelegen. Die Neuerer seit dem 16. Jahrhundert hätten neue philosophische Systeme aufgebracht, die einander widersprächen und zu endlosem Zweifel führten. Davon seien auch die Katholiken angesteckt. Die Theologie müsse durchaus nach der strengen Methode der Scholastiker behandelt werden. Auch die bürgerliche Gesellschaft würde viel sicherer sein, wenn man den bewährten Lehren der Väter und Scholastiker folgte. Selbst die Naturwissenschaften zögen aus der Scholastik erst ihre rechte Bedeutung, indem die richtige Philosophie den Zusammenhang und die Gründe der Dinge aufzeige. Neu war es ja nicht, dass der Papst die katholischen Schulen bei der thomistischen Lehre festhalten wollte, aber er that das mit solchem Eifer, dass er selbst bei den Jesuiten, die in manchen Punkten von dem ursprünglichen und echten Thomismus abwichen, grossen Anstoss erregte. Wie er als Bischof in Perugia eine Thomas-Akademie gegründet, stiftete er nun (1879) eine solche auch in Rom und ernannte eine Kommission zur Herausgabe sämtlicher Werke des berühmten Dominikaners. Weil Rom als Sitz der Päpste, schreibt er, durch gute Lehre sich auszeichnen müsse, und Jünglinge aus allen Ländern dort zusammenströmten, um sie zu empfangen, müsse der Thomismus dort besonders gepflegt werden. Wie ernst der Papst es mit der Durchführung dieses Systemes nahm, zeigte er 1887 durch

die Verurteilung der Schule Rosmini's, seines frühern Freundes, welche in Oberitalien selbst unter den Bischöfen viele Anhänger zählte und trotz der Anfeindungen der Jesuiten von Pius IX. geduldet worden war. Mit seiner unbedingten Verehrung gegen Thomas verband er eine gleiche gegen den neuen „Kirchenlehrer" *Alphonsus Liguori.* Seine Schriften, äussert er in einem Briefe über eine französische Übersetzung von dessen Werken, hätten bereits den grössten Nutzen gestiftet, er wünsche aber, dass sie in aller Hände gelangten. Liguori habe die katholischen Wahrheiten dem Verständnis aller angepasst, die Offenbarung mit den stärksten Argumenten verteidigt, namentlich die Lehren von der unbefleckten Empfängnis Maria's und der päpstlichen Unfehlbarkeit, durch seine Geschichte der Häresien und seine Dogmatik alle Irrlehren, insbesondere den Jansenismus und Febronianismus widerlegt. Seine Moral biete die ganze Norm für die Lenker der Gewissen. Kann man den Papst bezüglich seiner unbedingten Verehrung gegen Thomas noch entschuldigen mit seiner durchaus einseitigen scholastischen Bildung, die ihn alle spätere Entwicklung namentlich der historischen und biblischen Wissenschaft misskennen liess, so ist es doch ganz unverantwortlich, in dieser Weise Liguori's Werke zu verherrlichen, welche von krassestem Aberglauben, widerlichster Bigotterie, zelotischem Fanatismus und bodenloser Unkritik geradezu strotzen. Nur die bona fides des kranken Mannes entschuldigt ihn. Es genüge hier, das Eine zu erwähnen, dass Liguori das Gerücht nicht unglaubwürdig findet, Luther sei von seiner Mutter mit dem Teufel gezeugt worden (Ist. dell' Eres., II, 4).

Als Leo unter dem 18. August 1883 auch eine Encyklika über die historischen Studien erliess, redete er wie ein Blinder von der Farbe. Eine durchaus dogmatische Natur, von den Jesuiten scholastisch gebildet, scheint er des historischen Sinnes völlig zu ermangeln; wir meinen damit, nicht bloss der geschichtlichen Kenntnisse, welche zu einer gründlichen Beurteilung theologischer Fragen unerlässlich sind, sondern auch der historischen Kritik, der Auffassung der Dinge nach ihrem Entstehen und ihrer allmählichen Entwicklung. Daher erklären sich zahlreiche falsche Ausführungen in den Encykliken des Papstes, welche Sachkundigen völlig unverständlich sind. Hierzu gehört es, wenn er in dem Rundschreiben über die historischen

Studien meint, dieselben würden heutzutage viel gegen die Päpste missbraucht; es solle nichts Unrichtiges gesagt und nichts Wahres unterdrückt werden, um den Vorwurf der Parteilichkeit zu vermeiden. Sobald dies geschieht, ist die vatikanische Lehre nicht gerettet, wie Leo glaubt, sondern gerichtet. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, welchen Eindruck von Naivität diese Äusserung auf jeden unbefangenen Historiker machen muss.

Am verfehltesten aber ist, was Leo in seiner Encyklika von 1893 über die biblischen Studien ausführt. Dieselbe wurde veranlasst durch eine Kontroverse französischer Theologen über den Umfang der Inspiration. Der Rektor der katholischen Universität Paris, Prälat *d'Hulst*, stand an der Spitze derer, welche die Inspiration der hl. Schrift mit Recht auf die Glaubens- und Sittenlehren beschränken wollten. Diese für jeden wissenschaftlichen Exegeten sich mit Notwendigkeit ergebende Anschauung wird nun vom Papst, allerdings gemäss den Bestimmungen des vatikanischen Konzils, verworfen. Er stellt sich dabei wieder ganz auf den mittelalterlich-scholastischen Standpunkt, indem er auch auf diesem Gebiete von der Reformation nur Böses zu berichten weiss, während jeder Kenner, auch der katholische, zugeben muss, dass durch den Humanismus und die Reformation in Verbindung mit der Buchdruckerkunst die eigentliche Bibelwissenschaft in beiden Kirchen erst begründet wurde. Im Mittelalter, schreibt Leo, habe man wie nie zuvor die verschiedenen „Sinne" der Bibel auseinandergehalten, den Zusammenhang der Stellen erläutert, die Bücher zerlegt, das Gewicht derselben für die Theologie erörtert, den Inhalt klar gemacht u. s. w. Der Meister der Exegeten sei wieder Thomas von Aquin. Die vielen Drucke besonders der Vulgata sofort nach Erfindung der Buchdruckerkunst zeigten, dass es eine Verleumdung sei, zu sagen, die Bibel habe man im Mittelalter vernachlässigt. Indem dann der Papst eine Anleitung zum Bibelstudium zu geben versucht, will er, dass dabei die Vulgata zu Grunde gelegt werde, wenn auch nicht ohne Berücksichtigung der andern Texte. Weil inspiriert, besitze der Bibeltext verschiedene „Sinne". Die allegorische Deutung habe die Kirche von den Aposteln empfangen. Es schicke sich nicht, die Werke protestantischer Exegeten denen der katholischen vorzuziehen. Sehr nützlich für die Exegese sei

die Kenntnis der orientalischen Sprachen. Die sog. höhere Kritik, die Bücher nach innern Gründen zu beurteilen (!?), beruhe auf einem falschen Prinzip. Auch naturwissenschaftliche Kenntnisse seien wünschenswert zur Widerlegung der auf die Bibel gemachten Angriffe. Obgleich der Papst seine Hermeneutik viel aus Augustinus schöpft, bekanntlich einem ziemlich schlechten Exegeten, mahnt er doch, nicht in allem buchstäblich den Vätern zu folgen, weil diese auf dem Standpunkt ihrer Zeit gestanden. Nach diesem einzigen Lichtblicke in der ganzen Encyklika folgt dann zum Schluss die feierliche Grablegung aller wissenschaftlichen Exegese in dem Kathedralspruch: nicht bloss in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern in allem und jedem sei die ganze Bibel absolut fehlerlos, weil sie nach dem Diktat des hl. Geistes geschrieben sei, Gott aber nicht der Urheber eines Irrtums sein könne. Und erst kürzlich (15. Januar d. J.) hat der Papst dieser dogmatischen Entscheidung das Siegel aufgedrückt, indem er den Spruch der Inquisition bestätigte, dass die Echtheit von 1. Joh. 5, 7: drei sind, die Zeugnis geben im Himmel u. s. w., welche kein Sachverständiger zu verteidigen wagt, nicht einmal bezweifelt werden dürfe. Da ist es denn auch mit den sichersten Resultaten der biblischen Texteskritik ganz zu Ende.

Die litterarischen Studien in Rom selbst suchte Leo 1885 zu heben durch ein Breve, in welchem er den Betrieb der lateinischen, griechischen und italienischen Sprache empfahl. Mit einer gewissen Gereiztheit aber lässt er sich 1891 bei der Erweiterung der vatikanischen Sternwarte in einem Motu proprio aus: Es sei eine schamlose Verleumdung, dass die Kirche keine Wissenschaft wolle. Ausser der kirchlichen habe sie stets auch die weltlichen Wissenschaften gepflegt. Der kirchlichen Philosophie könne kaum noch etwas hinzugefügt werden, von derselben abweichen, sei schon gefährlich. Unter den Naturwissenschaften habe die Kirche stets die Astronomie bevorzugt. Ein Satiriker könnte hierzu die Bemerkung machen: Der Papst hätte dabei namentlich an Galilei und das kopernikanische System erinnern sollen, zumal er der Bibel, welche selbstverständlich das antike, ptolemäische Sonnensystem zur Voraussetzung hat, absolute Irrtumslosigkeit zuerkennt.

Wenn es aber wirklich wahr ist, dass die Päpste immer so sehr für die Pflege aller Wissenschaften sorgten, wie kömmt

es denn, dass der niedere Klerus in Italien stets auf einer so tiefen Bildungsstufe stand, und die Bevölkerung des päpstlichen Heimatlandes vielleicht nach der Spaniens und Portugals die ungebildetste in ganz Europa war? An natürlicher Begabung fehlt es den Italienern sicher nicht; aber selbst bei allen kulturellen Fortschritten, welche das Land seit dem Sturze der Papst- und Bourbonenherrschaft gemacht hat, zählt es nach Ausweis der letzten Volksaufnahme 67 % Analphabeten und können 600,000 Knaben keine Schule besuchen aus Mangel an Kleidung und Nahrung. Hat denn das päpstliche Lumen de cœlo seine Strahlen immer nur in die Ferne gesandt und das „auserwählte Volk Gottes" zu seinen Füssen in der Finsternis belassen? Oder hat auch hier wieder der Teufel durch die Freimaurersekte den Italienern das Lesen und Schreiben verleidet?

Von den wissenschaftlichen Bestrebungen Leo's dürfen wir nicht Abschied nehmen, ohne die historische Grundlage vieler seiner Anschauungen zu beleuchten.

Wie es mit seinem Sinne für geschichtliche Entwicklung beschaffen ist, haben wir bereits erörtert, desgleichen angedeutet, wie er mit den historischen Beweisen für die vatikanischen Dogmen verfährt. Derselben Methode entsprechen seine sonstigen geschichtlichen Reminiscenzen. In einer Allokution über die Orientalen (1894) trägt er die längst überwundene Legende vor, der päpstliche Stuhl des hl. Petrus habe eine Zeit lang in Antiochien gestanden, was sogar mit seiner eigenen anderweitigen Behauptung im Widerspruch steht, das Papsttum sei unzertrennlich mit Rom verbunden. Bei seinen Verhandlungen mit den Kopten (1895) bezieht er sich wiederholt auf die legendarische Stiftung der Kirche von Alexandrien durch Markus im Auftrage des Petrus. In der Encyklika über Cyrill und Methodius (1880) wird die Legende von der Überbringung des Leibes des römischen Klemens aus der Krim nach Rom als Geschichte erzählt. Der Papst meint, der hl. Cyrill (im 9. Jahrhundert) habe leicht die Echtheit des Leibes konstatieren können infolge der Überlieferung und des Vorhandenseins des Ankers, mit welchem Trajan den Klemens in das Meer habe versenken lassen. Viele Wunder bei der Überführung nach Rom vervollständigten nach seiner Ansicht den Beweis.

Alles aber überbietet Leo an kritiklosem Legendenglauben in dem Dekret, durch welches er die Echtheit des zu Compostella angeblich aufgefundenen Leibes des Apostels Jakobus des Ältern bestätigt (1. November 1884). In diesem Jahrhundert, schreibt er, seien wunderbar aufgefunden worden die Leiber der heiligen Franziskus, Klara, Ambrosius, Gervasius und Protasius, der Apostel Philippus und Jakobus des Jüngern. Nun kämen auch noch die Leiber Jakobus' des Ältern und seiner Schüler Athanasius und Theodor im Dome von Compostella hinzu. Gemäss der von den Päpsten bestätigten Überlieferung hätten diese den Leib ihres Lehrers nach dessen Enthauptung in Jerusalem nach Spanien gebracht, wo er gewirkt. Während der Invasion der Araber sei das Grab aller drei verschüttet, aber im 9. Jahrhundert wunderbar durch einen Stern kenntlich gemacht worden, weshalb man den frühern Namen der Stadt Iria Flavia in Compostella verändert habe. Ende des 10. Jahrhunderts habe Gott den Versuch, das Grab zu zerstören, vereitelt, indem er den Brand an dem Presbyterium des Domes Halt machen liess und die Truppen Almansors mit Würmern schlug. Im 16. Jahrhundert seien die Reliquien bei der Invasion der vom Glauben abgefallenen Engländer vor deren Fanatismus gerettet und verborgen worden. Jetzt habe man sie im Dome an einer andern Stelle, als wo man sie wähnte, wiedergefunden, und nach sorgfältiger Untersuchung werde die Echtheit päpstlicherseits bestätigt. Hier bewegt sich der Papst natürlich in einem ganzen Nest von Legenden. Aus dem Namen Compostella, der sonst von Giacomo Postolo abgeleitet wird, mag die Sage von dem Stern entstanden sein. Vor dem 9. Jahrhundert hat niemand von einer Wirksamkeit des Jakobus in Spanien etwas gewusst. Die sonstige wunderbare Geschichte der Reliquien ist so abenteuerlich, dass man es nur bedauern kann, wenn der Papst auf solcher Grundlage die Echtheit der vorgezeigten Gebeine dekretiert.

Die unkritische Legenden-Atmosphäre Leo's führt uns naturgemäss zu einer Betrachtung seiner Art von Frömmigkeit. Dass er, in der modern-jesuitischen Bigotterie aufgewachsen, dieselbe als Bischof sehr zu fördern bestrebt war, haben wir früher gesehen. Als Papst blieb er derselben Richtung, theoretisch wenigstens, treu. In alter Zeit hielt man in Deutschland das Rosenkranzgebet wegen des geisttötenden Hersagens

von 150 „Gegrüsset seist du, Maria“ nur für einen Notbehelf derer, welche eines Gebetbuches sich nicht bedienen konnten. Leo ist es eine Herzenssache, diese von dem Stifter des Dominikanerordens angeblich infolge einer Muttergotteserscheinung aufgebrachte Gebetsart in der ganzen Kirche zur Geltung zu bringen. Nach früherer Empfehlung derselben ordnete er 1883 an, dass in die Lauretanische Litanei eingefügt werde: Königin des heiligsten Rosenkranzes, bitte für uns. 1886 befiehlt er das tägliche Abbeten des Rosenkranzes in allen Marienkirchen Roms. 1891 erlässt er eine Encyklika über denselben als Heilmittel gegen den kirchenfeindlichen Geist der Welt, dem auch viele Namenkatholiken huldigten, weshalb nirgendwo der Kirche die ihr gebührende Stellung in der Staatsordnung angewiesen werde. Schon zwei Jahre nachher folgte eine neue Encyklika über denselben Gegenstand: Oft schon habe er die Fürsten ermahnt, nur Gesetze zu geben, welche dem göttlichen Willen entsprächen, und für das allgemeine Wohl zu sorgen. Die heutige Gesellschaft kranke besonders an Scheu vor einem fleissigen, bescheidenen und leidenden Leben, wie an der Vergessenheit des Jenseits. Dagegen sei der Rosenkranz als Betrachtung des Familienlebens in dem Hause von Nazareth das beste Heilmittel. Der Gedanke an das Jenseits zerstöre durchaus nicht die Liebe zum Vaterlande und zu der irdischen Kultur. Das Reich Gottes solle zuerst gesucht werden, das übrige werde dabei nicht vernachlässigt, Gott sei wie der Urheber der Gnade, so auch der der Natur. Maria selbst, so schliesst die Belehrung, sei die Erfinderin und Lehrerin des Rosenkranzes. Eine dritte Encyklika über den Rosenkranz erschien 1895, indem der Papst anordnete, dass in Paträ in Achaja nach dem Wunsche des eucharistischen Kongresses von Jerusalem eine Kirche vom hl. Rosenkranz gebaut werde für lateinischen und griechischen Gottesdienst.

Wie auf diese Weise Leo dem geisttötenden Abbeten des Rosenkranzes theoretisch eine Beziehung zu den sittlichen Zuständen der Gegenwart zu verleihen suchte, so brachte er auch damit die Verehrung der heiligen Familie, des heiligen Joseph und selbst des vorgeblichen Hauses von Nazareth zu Loretto in Verbindung. Zu dem 600jährigen Jubiläum „der wunderbaren Übertragung dieses Hauses durch Engel“ schrieb er 1894 einen Jubelablass aus. 1892 stellte er mit zahlreichen

Ablässen versehene Statuten auf für eine in der ganzen Welt zu verbreitende Bruderschaft von der heiligen Familie mit ihrem Centrum in Rom, wie er auch im Jahr vorher die Begehung des Josephsfestes als eines öffentlichen Feiertages den Bischöfen Oberitaliens gestattete. Die heilige Maria ernannte er 1891 zur Patronin des neugebildeten Staates Congo und belobte den König von Belgien wegen Einführung des Ordens „vom unbefleckten Herzen Maria's“ daselbst, weil die katholische Religion Quelle und Ursprung aller Humanität sei. Desgleichen galt ihm der Eintritt in den dritten Orden des heiligen Franziskus als ein wirksames Mittel gegen die Socialdemokratie, weshalb er 1882 denselben empfahl, die Regeln der Bruderschaft erleichterte und deren Ablässe vermehrte — was freilich auf socialistisch gestimmte Gemüter sehr wenig Eindruck gemacht haben dürfte.

So suchte der Papst mittelalterliche Formen und Anschauungen in fast abenteuerlicher Weise für die heutigen Kulturaufgaben, natürlich ganz erfolglos, zu verwenden. Keine Bigotterie war ihm zu widersinnig, dass er sich ihrer nicht angenommen hätte. Der längst aufgedeckte grobe Betrug mit der Muttergotteserscheinung zu Lourdes, welcher um kein Haar höher stand als der von der preussischen Polizei und Justiz vernichtete Marpinger, spielt unter wesentlicher Mitwirkung Leo's eine bedeutende Rolle in dem neuen Katholizismus. Er gestattete seine Einführung in die offiziellen Ritualbücher, das Missale und Brevier, und sanktionierte so den Aberglauben „der Wunder von Lourdes“ mit seiner höchsten Autorität. Dagegen will es wenig besagen, wenn der Papst, die jesuitische Verehrung einzelner Körperteile Christi oder Maria's befördernd, 1884 beispielsweise die Bruderschaft „vom heiligen Antlitz“ zu Tours mit Ablässen versieht und bald nachher zur Erzbruderschaft erhebt.

Die Selig- und Heiligsprechungen nahmen in der von Pius IX. her gewohnten Fülle ihren Fortgang. Hatte dieser unter dem Einfluss der Jesuiten so viele Kanonisationen vorgenommen wie keiner seiner Vorgänger — unter den 89 Kanonisierten des Jesuitenordens verdanken diese Ehre 81 Pius IX. — so wollte Leo hinter demselben nicht zurückbleiben. Auch dem Jesuitenorden erzeigte er dabei einige Gefälligkeit, indem er nicht bloss Angehörige der Gesellschaft in dieser Weise

auszeichnete und das Jubiläum des von Benedikt XIII. heilig gesprochenen Aloysius feierlich beging, sondern auch den Herz-Jesu-Kultus von neuem sanktionierte. 1891 liess er nämlich den Kanonisationsprozess der *Anna Magdalena Remugat* von Marseille einleiten, welche unter Führung der Jesuiten sehr für die Ausbreitung jenes Kultus geeifert hatte. Christus zeigte sich ihr in der Eucharistie als Knabe, trug ihr auf, das Werk der seligen Alacoque fortzusetzen u. s. w. (1713). Es verlohnt sich nicht, die Namen der Kanonisierten oder der als solche in Aussicht Genommenen alle hier aufzuzählen mit den zum Teil sehr abenteuerlichen Wundern, die sie verrichtet haben, oder die an ihren Gräbern geschehen sein sollen. Es genügt, an die Kanonisation des mit Absicht ganz in Schmutz verkommenen römischen Bettlers *Labre* zu erinnern (1881), der mit den Säulenheiligen der alten Zeit in eine Kategorie gehört; dass der unglückliche Mann nicht nachahmungswert, sondern geisteskrank war, unterliegt wohl keinem Zweifel. Von einem berühmten Prediger *Dal Monte* († 1778), der demnächst auch selig gesprochen werden soll, erzählen die Akten (1890), derselbe habe auf einen Baum gezeigt mit den Worten, die Seelen fielen in das Fegfeuer, wie die Blätter von diesem Baume; und siehe, plötzlich seien die Blätter davongeflogen bis zur Entlaubung. Ein anderes Mal habe es während seiner Predigt im Freien angefangen zu regnen, aber kein Tropfen habe einen seiner Zuhörer berührt. Am vergangenen Christihimmelfahrtfeste vollzog der Papst in der Peterskirche mit dem altherkömmlichen Pompe, wie er seit 1867 nicht mehr stattgefunden, die Kanonisation des Stifters der Barnabiten und eines Pfarrers von Lothringen aus dem 17. Jahrhundert. Ob er mit solchem Pompe diese Seite seiner pontifikalen Thätigkeit schliessen wollte?

Nach dieser quellenmässigen Darstellung der Wirksamkeit Leo's drängt sich die Frage auf, wie es möglich gewesen, dass er in den Ruf eines „liberalen“ oder „aufgeklärten“ Papstes geriet. In Deutschland wurde dies besonders durch den Fürsten Bismarck veranlasst, der sich freute, im Gegensatz zu dem stets polternden und schimpfenden Pius IX. einem „friedliebenden“ Papste zu begegnen, der ihm half, den verunglückten, weil ohne Sachkenntnis unternommenen „Kulturkampf“ beizulegen. In Gelehrtenkreisen fand man diese Annahme bestätigt

durch das Interesse für Wissenschaft und Litteratur, welches, wieder im Gegensatz zu seinem Vorgänger, Leo an den Tag legte, namentlich aber durch seine Eröffnung des vatikanischen Archivs. In Frankreich dachte man sich das Papsttum in ganz neue Bahnen gebracht durch die unerwartete Anerkennung der Republik und den damit verbundenen Bruch mit den Monarchisten. Dazu kam, dass Leo sich der „Enterbten", des Proletariates gegen die besitzende Klasse annahm und seine Tiara in die Bürgerkrone des „Arbeiterpapstes" zu verwandeln schien. Wenn dann anderseits Leo entgegengesetzt klingende Saiten anschlug, als ob er alle Schrecken des Mittelalters wieder heraufführen wollte, so schoben die „Liberalen" dies den Jesuiten in die Schuhe, welche einen augenblicklichen Sieg über den „freisinnigen" Papst errungen hätten. Das war nun eine durchaus falsche Beurteilung. Unkundigen entging es, dass Leo die mittelalterlich-päpstlichen Tendenzen in der extremsten Weise verfolgte, nur in einer der Zeit und den Umständen mehr angepassten Form als Pius IX. Er handelte nach dem Grundsatz des heiligen Franz von Sales, dass man mit etwas Honig weiter komme als mit einem ganzen Gefäss voll Essig. Seine Nachgiebigkeit war immer nur Mittel zu freilich unerreichbaren Zwecken. Das Selbstgefühl als „Vater der Könige und Fürsten", als „Regierer des Erdkreises", als „unfehlbarer Lehrer der Menschheit" und „Stellvertreter Gottes auf Erden" verliess ihn nie. Charakteristisch für seine Gesamtanschauung ist insbesondere seine Haltung zur Unfehlbarkeitslehre. Als Bischof vor 1870 schwach gallikanisch, revidierte er seine Lehre gemäss dem vatikanischen Konzil, und als Papst ging er weit über dieses hinaus, indem er die Infallibilität nicht auf die Formulierung von Dogmen beschränkte, sondern folgerichtig wie *Gregor VII.*, *Leo X.*, *Gregor XIII.*, *Gregor XIV.* und andere Päpste auf alle seine amtlichen Erlasse und Entscheidungen ausdehnte. In seiner Lehre also ist der „liberale Papst" noch absolutistischer als die Jesuiten, von denen das vatikanische Dogma stammt. Wie herrisch er aber in der Geltendmachung dieser Lehre verfährt, zeigte er noch jüngst in den unter dem 25. Januar dieses Jahres erlassenen neuen Regeln über den Index der verbotenen Bücher. Fortan müssen alle Katholiken, welche über religiöse oder moralische Themata schreiben, ihre Manuskripte der bischöflichen Prä-

ventivcensur unterwerfen, die Geistlichen aber, um ein Beispiel des Gehorsams zu geben, für alle, auch profane Schriften die bischöfliche Approbation nachsuchen. Kein der Censur zu unterbreitendes Buch darf anonym erscheinen, wenn nicht aus besondern Gründen mit Erlaubnis des Bischofes. Jede folgende Auflage oder Übersetzung eines solchen Buches ist von neuem zu approbieren. Kein Buchhändler darf ohne Erlaubnis der Indexkongregation ein verbotenes Buch im Laden haben. In den Umarmungen solcher heissen päpstlichen Liebe wird die Wissenschaft, soviel noch davon in den ultramontanen Kreisen am Leben ist, bald in den letzten Zügen liegen.

Alles in allem genommen, möchten wir Leo den Papst der Widersprüche nennen. Liberal, um anzulocken, wird er schroff, wo er Gegner findet. Schmeichlerisch gegen die Fürsten wie gegen die Demokratie, erhebt er sich grundsätzlich über beide. Persönlich liebenswürdig und ungezwungen, weiss er nicht bloss seine Würde zu wahren, sondern auch seinen mittelalterlichen Grundsätzen nichts zu vergeben. Die moderne Welt kennend und ihre Fortschritte bewundernd, beklagt er den Abfall von der Weltanschauung des 13. Jahrhunderts. Er liebt es, lateinische Verse zu machen nach antikem Muster mit der Eitelkeit eines Humanisten aus der Schule des Erasmus, aber dessen Reformtheologie verabscheuend, giebt er dem Kardinal Cajetan nichts nach in der Verehrung der Scholastik.

Auf dem grossen Welttheater geht es nicht anders als auf der Bühne: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und jeder geht zufrieden aus dem Haus“, d. h. in die Prosa des Lebens übersetzt: Wer sich in Widersprüchen bewegt, hat den Vorteil stets auf seiner Seite. Viele halten ihn für ihren Gesinnungsgenossen, und wenn er Macht besitzt, werben sie um seine Gunst. Monarchisten wie Demokraten, Reaktionäre wie moderne Fortschrittsmänner griffen aus der Thätigkeit Leo's auf, was sie für sich verwenden konnten. Aber der verdiente Lohn der Inkonsequenz oder gar der Charakterlosigkeit pflegt auch zu sein der Verlust des Vertrauens und des dauerhaften Erfolges. „Ehrlich währt am längsten“, d. h. der Gewinn erscheint spät, aber dafür hat er auch soliden und bleibenden Wert. Leo's Erfolge waren rasche und blendende. Die liberale Welt jauchzte ihm noch mehr zu als die gläubige. Aber die Ernüchterung blieb nicht aus. Und fragt man sich, was er

mit den grossen Plänen seines Pontifikates erzielt habe, so lautet die Antwort: nichts. Seine lateinischen Abhandlungen über die weltbewegenden Fragen der Gegenwart, die er als Encykliken überschrieb, waren und blieben akademische Reden. Die Welt hat sie nicht beachtet. Nur die über Thomas von Aquin brachte unter den Geistlichen den Thomismus in Schwung, ohne indes die Anschauungen der Gelehrtenwelt irgendwie zu beeinflussen, während die von Unkenntnis zeugende über das Bibelstudium mehr oder weniger versteckten Widerspruch selbst im geistlichen Lager fand. Die beiden Hauptziele des Papstes aber, die Wiederherstellung des Kirchenstaates und die Vereinigung aller Kirchen unter dem unfehlbaren römischen Pontifex sind mit Sicherheit als völlig verfehlt zu betrachten. Aus der Sehnsucht des Mittelalters seit dem 13. Jahrhundert, dem Leo so sehr ergeben ist, hätte er entnehmen können, wie man sich schon damals das Lumen de cœlo auf dem römischen Stuhle, den Papa angelicus dachte. Es sollte ein Papst sein ohne Kirchenstaat, in evangelischer Armut, aber mit der Souveränität des Geistes umkleidet, der die Kirche von allen Missbräuchen und Irrtümern reinigte, ein „gerechter, *wahrhafter* und heiliger Papst", durch dessen Erneuerung der Christenheit in ihrer Jugendblüte die grosse Union herbeigeführt und die noch heidnische oder ungläubige Welt zum Evangelium sollte bekehrt werden.

Dass *er* dieser vom Mittelalter ersehnte und vorherverkündete Papst sei, wird Leo XIII. nicht behaupten wollen.

J. Langen in Bonn.